



recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Sozial?
Digital?
Mensch!




Inhalt

- 4 Kreuz & Quer
- 7 **Wie handeln im Konfliktfall?**
Wo Menschen zusammenarbeiten, gibt es Konflikte.
Eine Ombudsstelle hilft, sie zu bewältigen
- EINE DIGITALE REISE**
- 8 Die Graf Recke Stiftung und der digitale Wandel –
eine Geschichte mit vielen Perspektiven
- 23 **Eine neue Vernunft**
Interview mit Janett Schwerdtfeger von
der Agentur »Die neue Vernunft«
- 24 **Für eine Ethik der Digitalisierung**
Ein Plädoyer von Pfarrer Markus Eisele
- 25 **Die naive Frage**
Warum muss heute alles digital sein, Herr Weidinger?
- 26 **Seitenblick!**
Was machen Sie eigentlich, wenn Sie nicht im Dienst sind?
- 28 **Richtfest im Dorotheenviertel Hilden**
Meilenstein und Maßstab im Umgang mit Demenz
- 32 **»Dem Dämon den Schrecken nehmen«**
Bewegende Diskussion zum Umgang mit
Demenz im Wirtschaftsclub Düsseldorf
- 34 **Uneingeschränkt wohlfühlen im Dorotheenboulevard**
Einrichtungsleiter Michael Zieger über das Herzstück
des neuen Ahorn-Karrees im Dorotheenviertel Hilden
- 36 **Engagiert mit Herz**
»Pitter, et is de schönste Tach in de ganze Woch«
- 37 **recke:rückblick**
Eine Geschichte über vier Glocken und ihren Geburtstag
- 38 **Ihre Unterstützung**

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören die Graf Recke Pädagogik gGmbH, Grünau, in Bad Salzungen, das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Mehr Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung:

-  www.graf-recke-stiftung.de
 www.facebook.com/GrafReckeStiftung
 www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:in
Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 4/2019

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Referat Kommunikation, Kultur & Fundraising
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker

Gestaltung Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Dirk Bannert, Frank Elschner, Özlem Yilmazer, Marc
Frankenhauser, Archiv, Shutterstock, Adobe Stock, privat

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 3.600 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.

Im Verbund der
Diakonie 



Petra Skodzig und Pfarrer Markus Eisele.


Liebe Leserinnen und Leser,

Digitalisierung und soziale Arbeit? Das scheint für manche ein Widerspruch zu sein. Hier die kalte Technik, dort die aufmerksame Zuwendung zum Nächsten. Diese Ausgabe der *recke:in* zeigt, dass das eine und das andere sich nicht ausschließen. Vielmehr gilt: Teilhabe und Inklusion sind heute ohne eine intelligente Verzahnung von Arbeit mit den Menschen und digitalisierten Prozessen im Hintergrund überhaupt nicht mehr denkbar. Deswegen gibt es in der Sozialwirtschaft auch viele »Hidden Champions«, wenn es um digitalen Wandel geht. Zwar stehen sie nicht so im Fokus wie die großen Technologiekonzerne, sie leisten aber dennoch Zukunftsweisendes für unsere Gesellschaft. Als Graf Recke Stiftung sind wir stolz, dass wir zum rechten Zeitpunkt an vielen Stellen Notwendigkeiten erkannt und gehandelt haben. Viele Aufgaben sind ohne digitale Unterstützung kaum mehr lösbar. Zugleich gilt: »Der Mensch steht im Mittelpunkt unseres Handelns und die Menschen stehen somit auch im Mittelpunkt unserer digitalen Initiativen.« So hat es die Diakonie Deutschland gerade erst in ihrer Digitalagenda unterstrichen. Deswegen schauen wir auch genau hin, wie wir Menschen und unseren Mitarbeitenden helfen können, ihren Alltag besser zu bewältigen. Weder haben wir messianische Erwartungen an den digitalen Wandel, noch stimmen wir in das Lied der Kulturpessimisten ein. Ein zuversichtlicher

Umgang mit den neuen Möglichkeiten und zugleich eine realistische Einschätzung der ethischen Risiken gehören für uns als christliches Unternehmen zu unserem Auftrag. Zu Recht hat Volker Jung, Medienbischof der Evangelischen Kirche in Deutschland, darauf hingewiesen: »Keine der großen Fragen der Menschheit wie Kriege, Klimawandel, ungleiche und ungerechte Lebensbedingungen wird durch digitale Entwicklung gelöst.« Deswegen bleibe es die Aufgabe von Menschen, die Welt – auch mithilfe der Technik – so zu gestalten, dass sie wirklich gerechter und friedlicher wird.

Dieser Aufgabe stellen wir uns jeden Tag aufs Neue – und nehmen Sie heute mit auf eine Entdeckungsreise in die soziale, digitale Welt der Graf Recke Stiftung. Viel Vergnügen mit der neuen *recke:in* wünschen Ihnen

Ihr


Pfarrer Markus Eisele
Theologischer Vorstand

Ihre


Petra Skodzig
Finanzvorstand

Feuerzauber und Artistik

Statt Mathe und Deutsch standen jetzt Feuerzauber und artistische Einlagen auf dem Stundenplan der Schule I der Graf Recke Stiftung. Im Rahmen der Zirkus-Projektwoche trafen sich Schüler und Lehrer täglich in der Turnhalle statt im Klassenraum und studierten beeindruckende Nummern ein. Bei der großen Abschlussshow hieß es dann für alle: Manege frei!



Mit Luftakrobatik am Trapez, fliegenden Feuerstäben, gekonnten Tricks auf BMX-Rädern, Jonglage-Einlagen mit Diabolos und vielem mehr begeisterten die Jugendlichen die rund 80 Gäste bei der großen Abschlussvorstellung der erlebnis- und zirkuspädagogischen Projektwoche. Im Publikum saßen neben Eltern, Lehrern und Geschwistern auch Grundschüler der Schule II sowie Vertreter der Johanniter Hilfsgemeinschaft Düsseldorf, die die Projektwoche bereits seit einigen Jahren durch finanzielle Unterstützung ermöglicht. »Wir sehen, wie die Jugendlichen aufleben, und die Lehrer berichten uns, dass dies viel positive Nachwirkung hat«, so Alix von Büнау, stellvertretende Vorsitzende der Johanniter Hilfsgemeinschaft. Mit Begeisterung und viel Fleiß übten die Schüler eine Woche lang in Kleingruppen mit den drei Coaches des Kölner »Circus Soluna« ihre jeweiligen Nummern ein. Schulleiter Benedikt Florian bemerkte zufrieden, dass die Zirkuswoche nicht nur artistisches Können, sondern auch Selbstbewusstsein vermittelt hat: »Durch die pädagogische Anleitung von Trainern und Lehrern haben selbst schüchterne und zurückhaltende Schüler ihre Rolle in der Aufführung gefunden.«

»Farbenfroh in Bewegung« im Bürgerhaus Hilden

Mit Unterstützung der Stadt Hilden und dem Behindertenbeirat fand auch in diesem Jahr wieder eine Ausstellung von Kindern, Jugendlichen und Heranwachsenden mit Behinderung in der städtischen Galerie im Bürgerhaus Hilden statt. Dieses Jahr stand sie unter dem Titel »Farbenfroh in Bewegung«.

Wie schon seit Jahren ließen die Kinder und Jugendlichen aus der Graf Recke Stiftung die Besucher an dem Ergebnis ihrer Arbeiten teilhaben, die übers Jahr in ihrer Kunstgruppe entstanden sind. Eröffnet wurde die Ausstellung im Bürgerhaus Hilden mit einer feierlichen Vernissage, danach waren die Bilder eine Woche lang dort ausgestellt und konnten auch käuflich erworben werden. Der Erlös des Verkaufs fließt wieder in die Arbeit der Kunstgruppe.




Ein stärkeres Bewusstsein für ältere Menschen und ihre Einschränkungen im Alltag möchte die Graf Recke Stiftung in Kooperation mit dem Sanitätshaus Vital mit ihrem Projekt »Alterssimulationsanzug AleX« schaffen.

»Unser Ziel ist es, dass jeder Einzelne, aber auch Firmen, Einrichtungen und Kommunen besser auf die Bedürfnisse von alten und kranken Menschen eingehen können«, sagte Pfarrer Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung, anlässlich der Vorstellung des Alterssimulationsanzugs AleX. »Das fängt bei der Geduld an der Kasse an, wenn ein Senior nicht mehr gut erkennt, wie viel Euro er im Geldbeutel hat, und betrifft auch die Gestaltung von Produkten oder Dienstleistungen.« Der nicht kommerzielle Anzug AleX wird zu diesem Zweck unter fachkundiger Anleitung verliehen. »AleX ermöglicht einen Einblick in die Einschränkungen des Alters und verhilft zu einem besseren Verständnis unter den Generationen«, sagte Sanitätshaus-Inhaber Andreas Wylenzek und ergänzte: »AleX ermöglicht Fühlen und Verstehen.« Der Sozialdezernent der Stadt Hilden, Sönke Eichner, testete den Anzug beim Vorstellungstermin im Sanitätshaus Vital in Hilden (Foto) und bilanzierte: »Er macht das Altern spürbar.« Die Graf Recke Stiftung wird den Alterssimulationsanzug AleX selbst im Rahmen der innerbetrieblichen Fortbildung ihrer Mitarbeitenden einsetzen. »Unsere Pflegekräfte haben so die Möglichkeit, am eigenen Leibe zu erleben und eine Sensibilität dafür zu entwickeln, was alles eine Behinderung im Alltag sein kann«, betonte Joachim Köhn, Leiter des Geschäftsbereichs *Wohnen & Pflege* der diakonischen Stiftung aus Düsseldorf. »Das ist für uns ein sehr hilfreiches Werkzeug. Es macht einen Unterschied, ob mir jemand erklärt, was eine Einschränkung ist, oder ob ich es selbst erleben und mich in den Menschen hineinversetzen kann.«

AleX



Ausführlicher Bericht und Hintergrundinfos:

 www.graf-recke-stiftung.de/alex19



Feierliche Verleihung: EKD-Ratsvorsitzender Bedford-Strohm, Bundesfamilienministerin Giffey und Diakonie-Sozialvorstand Loheide überreichen die Urkunde an Marco Just und Marcus Guttmacher-Jendges von der Graf Recke Stiftung (von links).

Haus Berlin ist zertifiziert familienfreundlich

Das Haus Berlin hat in prominenter Runde das »Evangelische Gütesiegel Familienorientierung« verliehen bekommen.

Im Rahmen eines prominent besetzten Festaktes erhielten erstmals zwölf kirchliche und diakonische Einrichtungen die Auszeichnung »Evangelisches Gütesiegel Familienorientierung«. Das Zertifikat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Diakonie Deutschland ging an solche Einrichtungen, die familienbewusste Maßnahmen ihrer Personalpolitik zusammenfassen, weiterentwickeln und sichtbar machen wollen. Unter den Ausgezeichneten: das Seniorenheim Haus Berlin in Neumünster, Tochtergesellschaft der Graf Recke Stiftung. Projektleiter Marco Just, Qualitätsbeauftragter in Haus Berlin, und Marcus Guttmacher-Jendges, Leiter der Personalabteilung der

Graf Recke Stiftung, waren aus Neumünster und Düsseldorf nach Berlin gereist, um dort von Bundesfamilienministerin Franziska Giffey, EKD-Ratsvorsitzendem Heinrich Bedford-Strohm und Diakonie-Sozialvorstand Maria Loheide die Urkunde entgegenzunehmen. Der feierliche Akt in Berlin war der Abschluss einer fast zweijährigen Projektarbeit zur Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Haus Berlin. Familienfreundlichkeit soll so strategisch und strukturell in der Personalpolitik und im Führungskonzept des Hauses fest verankert werden – ein wichtiges Anliegen, gerade vor dem Hintergrund der angespannten Fachkräftesituation insbesondere im Bereich Pflege.

WG-Leben im Pflegeheim: Im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer leben neuerdings zehn Menschen in einer Hausgemeinschaft – der ersten dieser Art in diesem Setting. Einrichtungsleiterin Birgit Kleekamp zieht nach drei Monaten eine äußerst positive Zwischenbilanz. Das Hausgemeinschaftskonzept soll ausgeweitet werden.

Zehn Frauen und Männer im Alter von 55 bis 91 wohnen seit Sommer im gerade neu ausgebauten Seitenflügel im Erdgeschoss des Walter-Kobold-Hauses. Mit dieser innovativen Wohnform will das Walter-Kobold-Haus die Selbstständigkeit der Bewohnerinnen und Bewohner und ihre Teilhabe an der Gemeinschaft fördern. Gleichzeitig soll für Bewohner ohne Demenz ein Schutzraum geschaffen werden. Schon seit Langem empfiehlt das Kuratorium Deutsche Altershilfe, das sich als Ideengeber für innovative Ansätze im Pflegebereich sieht, das Hausgemeinschaftskonzept. Dieses Pflegekonzept will die Graf Recke Stiftung 2020 auch im Hildener Dorotheenviertel umsetzen – allerdings in anderer Form, da dort Menschen mit schwerer Demenz leben werden. »Eine WG im stationären Setting ist ein Novum in der Graf Recke Stiftung«, sagt Birgit Kleekamp, Leiterin des Walter-Kobold-Hauses. Im vergangenen Jahr startete die Stiftung

zwar eine WG für Senioren, auch mit Demenz, im Quartiershaus Am Röttchen. Doch bei dieser handle es sich um ein ambulant betreutes Wohnen in einer anbieterverantworteten Wohngemeinschaft für Senioren, die an keine stationäre Pflegeeinrichtung angeschlossen sei. Die Bewohner der Hausgemeinschaft im Walter-Kobold-Haus nutzen auch die Angebote der stationären Einrichtung. Die Einrichtungsleiterin zieht rund drei Monate nach dem Start der Hausgemeinschaft eine sehr positive Zwischenbilanz: »Wir waren überrascht, wie gut und schnell sich unsere Bewohner in diesem neuen Konzept wohlfühlten. Man sieht, wie viel Freude die Bewohner an der Hausgemeinschaft haben und daran, Aufgaben zu übernehmen und ihren Tag eigenständig zu strukturieren.« Pflege und Begleitung finden natürlich weiterhin statt, jedoch eher wie im ambulanten Bereich. »Das macht auch eine individuellere Versorgung möglich«, sagt Birgit Kleekamp. Das



»Ich fühle mich wie zu Hause«

Hausgemeinschaftskonzept im Walter-Kobold-Haus richtet sich an eine bestimmte Zielgruppe: an Menschen, die weitgehend selbstständig ihren Alltag bewältigen können und geringerer Unterstützung bedürfen. Bauliche Umstände, aber vor allem die körperliche oder auch geistige Verfassung vieler Bewohner ließen es nicht immer zu, das Hausgemeinschaftskonzept eins zu eins auf andere Wohnbereiche des Walter-Kobold-Hauses zu übertragen. Es gebe aber die Idee, dort Teile des Konzepts zu realisieren.



Erntedankmarkt

Schon traditionell feiern Bewohnerinnen und Bewohner, Mitarbeitende, Angehörige und Gäste Ende September einen Erntedankmarkt im Innenhof der Senioreneinrichtung Walter-Kobold-Haus in Wittlaer.

Die Veranstaltung wurde vorbereitet und begleitet von den ehrenamtlichen Mitarbeitenden des Bastelkreises, der Nachbarschaft des Hauses, Stiftungspfarrer Dietmar Redeker und Konfirmanden der Gemeinde sowie den Bewohnern des Walter-Kobold-Hauses.



Wie handeln im Konfliktfall?

Fehler passieren, wo immer Menschen zusammenarbeiten. Fehler und Missstände sind aber immer eine Chance für Unternehmen und ihre Mitarbeitenden, besser zu werden. Die Graf Recke Stiftung hat dazu dieses Jahr eine ganze Reihe von Maßnahmen und Anlaufstellen geschaffen, mit deren Hilfe Schwachstellen aufgedeckt, Fehler abgestellt und Fehlentwicklungen verhindert werden sollen. Eine dieser Stellen ist die neue Ombudsstelle der Graf Recke Stiftung. Simone Kern ist ihre Vorsitzende und Andreas Becker ihr Stellvertreter, beide sind Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung. Im Interview mit Roelf Bleeker erklären sie die Aufgaben und Ziele der Ombudsstelle.

Sie sind Vorsitzende der neuen Ombudsstelle der Graf Recke Stiftung. Worum geht es bei dieser neuen Stelle?

SIMONE KERN Im Betriebsverfassungsgesetz ist der paritätische Ausschuss fest verankert. Die paritätische Mitbestimmung dient der Schaffung eines Gleichgewichtes der Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Unsere Antwort darauf ist die vom Vorstand und der MAV eingerichtete neue Ombudsstelle. Sie soll eine Anlaufstelle für alle Mitarbeitenden aus allen Geschäftsbereichen sein.

ANDREAS BECKER Grundsätzlich versucht die Ombudsstelle einen konstruktiven Umgang bei Konflikten, die insbesondere die persönliche Würde eines Mitarbeitenden verletzen,

zu vermitteln und mit den Konfliktparteien Lösungen auszuhandeln, die künftig einen respektvollen Umgang miteinander ermöglichen sollen.

Was genau ist die Aufgabe der Ombudsstelle?

KERN Mit ihr sollen Konflikte benannt, angesprochen, bearbeitet und vor allem nicht verschwiegen oder gar vertuscht werden. Mit der Ombudsstelle wollen wir die Rahmenbedingungen festlegen, wie im Konfliktfall gehandelt werden sollte. Vor allem können sich aber die Mitarbeitenden ganz konkret Hilfe holen, wenn es zum Beispiel Probleme am Arbeitsplatz geben sollte.

Welche Art von Konflikten könnten das sein?

KERN Die Ombudsstelle unterstützt bei Konflikten, bei Mobbing, Diskriminierung und Grenzverletzungen, bei rechtlich unkorrektem Verhalten und Beschwerden. Missstände sollen offen benannt werden, ohne dass derjenige, der sie anzeigt, irgendwelche Konsequenzen oder gar Nachteile fürchten muss. Auch rechtlich unkorrektes Verhalten kann angezeigt werden. Auf Basis solcher Hinweise geht es dann darum, gemeinsame Lösungsansätze zu entwickeln. Wir sind neutral, unabhängig und allparteilich. Wir unterliegen der Schweigepflicht und sichern absolute Diskretion zu.

BECKER Als Ombudsstelle prüfen wir Meldungen und Hinweise auch darauf, ob sie von uns bearbeitet werden können. Wenn nicht, leiten wir sie gegebenenfalls weiter an die richtige Stelle. Das kann zum Beispiel

auch die Mitarbeitervertretung sein oder eine externe Konfliktberatungsstelle. Wir sind ganz bewusst aber keine Rechtsberatungsstelle.

Wie sind Ihre Erfahrungen in den ersten Monaten seit Einrichtung der Ombudsstelle?

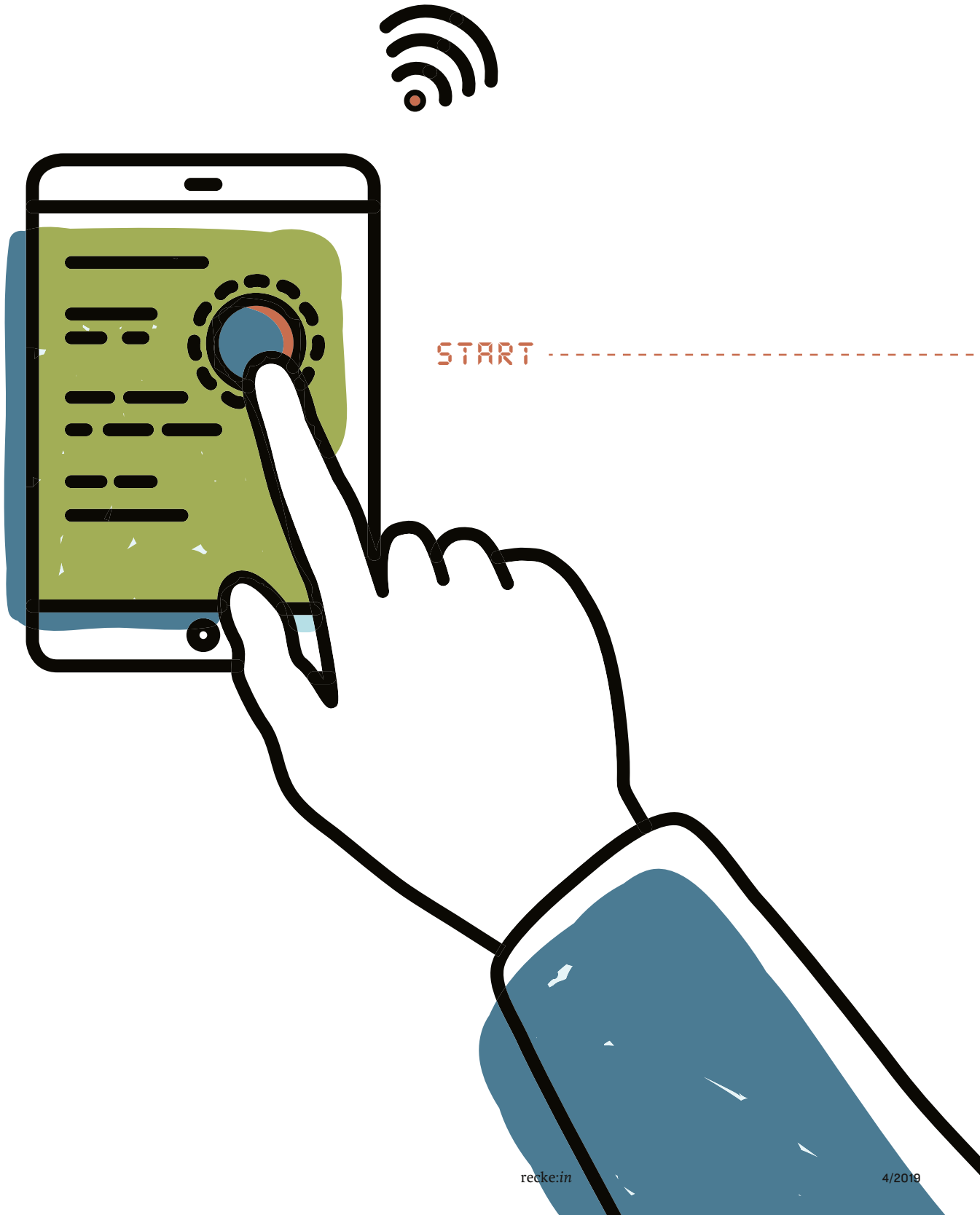
KERN Es ist deutlich erkennbar, dass Mitarbeitende aus allen Bereichen und Hierarchien die Anlaufstelle nutzen, um das konstruktive Gespräch aktiv mitzuführen und um nach gemeinsamen fairen Lösungen zu suchen. Das Interesse an einer verbesserten Kommunikation und einem fairen Miteinander ist groß.

BECKER Ich freue mich, dass die Mitarbeitenden der Stiftung die Ombudsstelle seit ihrer Gründung wahrnehmen und dass da, wo wir bisher gebraucht wurden, auch positive Ergebnisse erzielt wurden. In unseren »Goldenen Regeln« steht der Satz: »Wir verhalten uns unseren Kolleginnen und Kollegen sowie der Stiftung gegenüber loyal, fördern eine vertrauensvolle Teamarbeit und stärken unsere Dienstgemeinschaft.« Die Ombudsstelle ist ein weiteres Signal für diese Haltung.

Mobbing, sexuelle Grenzverletzungen und rechtlich unkorrektes Verhalten – wie erkennen Betroffene die Alarmzeichen und was können sie konkret tun?

Die Antworten darauf finden Sie im ausführlichen Interview mit Simone Kern und Andras Becker finden Sie unter

www.graf-recke-stiftung.de/Ombudsstelle19



Eine digitale Reise

Die Graf Recke Stiftung ist ein diakonisches und soziales Unternehmen. Sie ist in weiten Teilen aber auch ein digitales Unternehmen. Der viel beschworene digitale Wandel geht an der sozialen Arbeit nicht vorbei. Wo wird er wirksam in der Graf Recke Stiftung?

Wo empfinden Mitarbeitende, Klientinnen und Klienten ihn als hilfreich, wo aber auch als Herausforderung oder gar Problem? Wie stellt sich die Stiftung in allen Bereichen auf in diesen digitalen Zeiten? *Achim Graf* (Text) und *Dirk Bannert* (Fotos) haben sich auf eine Reise durch die Graf Recke Stiftung begeben und interessante Einblicke gewonnen. Hier ist ihr – analoger – Bericht.

EINE DIGITALE REISE



Es war eine andere Welt

Noch schnell eine Mail an den Vorgesetzten schreiben, sich dann von unterwegs kurz telefonisch mit den Kollegen besprechen und die Klientenakte direkt vor Ort mit einem Tastendruck aktualisieren – alles völlig normal. Doch es gab eine Zeit, in der die Arbeit eine analoge war, ohne Computer, Smartphone oder Tablet. Heinz-Josef Neunzig, Fachaufsicht in der Graf Recke *Erziehung & Bildung* und seit 25 Jahren in der Stiftung, erinnert sich gut und zuweilen auch gerne an diese Ära ohne Bits und Bytes. Dorthin zurück möchte er jedoch auf keinen Fall.



Es war im Mai 1994, vor gut einem Vierteljahrhundert also, als für Heinz-Josef Neunzig eine neue Zeit begann. Es war der erste Arbeitstag für den Diplom-Sozialpädagogen als Teamleiter einer neu gegründeten Gruppe auf dem Campus Wittlaer-Einbrungen der Graf Recke Stiftung. »Aufnahme- und Klärungsstelle«, so hieß das pädagogisch fortschrittliche Projekt. Das multi-professionelle Team, eine echte Neuerung, sollte für junge Menschen die jeweils beste Betreuungsperspektive finden. Doch wie sie das tat, das unterscheidet sich doch erheblich von einer heute gewohnten Arbeitsweise.

»Wir hatten ein gemeinsames Büro, in dem stand ein Schreibtisch – und ein Telefon. Das war unser Kontakt nach draußen«, erinnert sich Heinz-Josef Neunzig. Obwohl, korrigiert er sich schnell: Die Gruppen habe man damit bereits per Kurzwahl erreichen können. Aber: »Für jedes andere Gespräch, ob mit den Eltern oder den Jugendämtern, mussten wir uns aus dem damaligen Erziehungsbüro ein Amt geben lassen.« Heinz-Josef Neunzig muss schmunzeln: Auch wenn das mit dem Amt recht bald Geschichte war, so wirklich vorstellen kann sich der 58-Jährige ein Arbeiten unter solchen Bedingungen nicht mehr.

Heute ist Heinz-Josef Neunzig Fachaufsicht im Fachbereich 1, Betreuung im Sozialraum. Er ist unter anderem zuständig für alle Tagesgruppen der Graf Recke *Erziehung & Bildung*. Er kümmert sich zudem um die Aufnahmeanfragen, trägt diese ins Softwareprogramm »Vivendi« ein und »kommuniziert sie damit in den gesamten Geschäftsbereich«, wie er erklärt. Würde das nach wie vor in Papierform geschehen, allein für diese Aufgabe bräuchte er ein Vielfaches an Zeit. »Ganz sicher.«

PAPIERBERGE PRÄGTEN DEN ALLTAG

Doch Berge von Papier, das war Mitte der 90er-Jahre unausweichlicher Standard. »Ganz wichtig waren Aktenvermerke, handschriftlich erfasst«, sagt Neunzig mit leichter Ironie. Zuweilen kam auch eine Schreibmaschine zum Einsatz, am Anfang sogar noch eine mechanische. Die zweite Variante war, einen Bericht auf Band zu sprechen. »Wir hatten Diktiergeräte mit Mikro-Kassetten. Die wurden bis zur Jahrtausendwende auch noch genutzt.« Es war die Phase, in der die ersten Computer in die Gruppen kamen. Bis zum Internet und zur E-Mail war es allerdings noch ein ganzes Stück Weg.

So mussten einige Gruppen weiterhin tagtäglich im Erziehungsbüro ein handschriftlich ausgefülltes Blatt mit der aktuellen Belegung abgeben. Wie viele Bewohner sind gemeldet? Wie viele sind abwesend? Solche Dinge spielten laut Heinz-Josef Neunzig bei der Abrechnung eine wichtige Rolle, auch für die Anzahl der Mittagessen. »Damals gab es ja noch überwiegend Gemeinschaftsverpflegung«, erklärt er. Auch das hat sich geändert, ganz ohne Einfluss des Digitalen. Die Tagesmeldung allerdings überlebte zunächst selbst den Einzug des Computers. Als Liste musste diese dann aber nur noch einmal monatlich ausgedruckt und per Hauspost verschickt werden.

Mit der Einführung der ersten Betreuungssoftware um das Jahr 2005 herum war es damit vorbei, die Arbeit im Fachbereich veränderte sich maßgeblich. Ob die sogenannte Dienstbuchführung oder das pädagogische Berichtswesen, »das läuft seitdem komplett elektronisch«, sagt Heinz-Josef Neunzig. Was von großem Vorteil sei. Alles werde heute

detailliert erfasst, das ganze Gruppengeschehen, aber auch individuelle Berichte für jeden einzelnen Jugendlichen. Wenngleich dies in der Klientensoftware gespeichert ist, ganz ohne Papier geht es bis heute nicht: Die Handakte wird zusätzlich physisch in der Gruppe geführt, die Hauptakte liegt in der Verwaltung. Irgendwo im Archiv neben Neunzigs Büro in Ratingen befinden sich selbst noch die alten Hängeregister früherer Klienten.

EINMAL MONATLICH INS KASSENBÜRO

Was hingegen komplett ausgedient hat, das ist die sogenannte Gruppenkasse. »Wir hatten ja das Kassenbuch noch handschriftlich zu führen«, berichtet der Sozialpädagoge von seinen Anfängen. Bezahlt wurde damals ausschließlich in bar, einmal im Monat wurde im Kassenbüro abgerechnet. »Und wehe, da wurde unsauber gearbeitet, dann mussten wir auch schon mal eine ganze Seite neu schreiben«, erinnert er sich. Bei den Zahlungsvorgängen per EC-Karte besteht diese Gefahr heute nicht mehr – dem leserlichen Kontoauszug aus dem PC sei Dank.

Neben dem Computer gibt es jedoch eine weitere Entwicklung, die für eine deutliche Entlastung für Mitarbeitende im Gruppendienst gesorgt hat: das Mobiltelefon. Eines der ersten Handys, ein massives Gerät von Ende der 1990er-Jahre mit Stummelantenne, hat Neunzig bis heute in seinem Schreibtisch aufbewahrt. Es soll sogar noch funktionieren, hat er sich sagen lassen, es aber nie ausprobiert. Längst benutzt auch der 58-Jährige ein Smartphone, aber das antike Schätzchen hält er in Ehren.

Die Stiftung sei aus gutem Grund bei der Einführung des Mobiltelefons damals ganz vorne dabei gewesen, erklärt Heinz-Josef Neunzig. Denn auch zuvor musste ja beispielsweise der Leitungsdienst stets erreichbar sein. »Der Diensthabende saß wirklich durchgehend zu Hause neben dem Telefon.« Andererseits habe Zeit damals wohl insgesamt eine andere Rolle gespielt, meint er. Auf Post habe man tagelang warten müssen, eine E-Mail sei heutzutage dagegen sofort beim Empfänger. Kurzfristige mobile und elektronische Erreichbarkeit verlange häufig eine ebenso kurzfristige Erledigung von Aufgaben, stellt der erfahrene Pädagoge fest. »Das bewirkt insgesamt das Gefühl, permanent erreichbar sein zu müssen und nicht mehr hinterherzukommen.« Alles sei schneller geworden, dadurch seien vielleicht auch die Anforderungen und die gegenseitigen Erwartungen gestiegen. Heinz-Josef Neunzig wirkt kurz nachdenklich.

VIELES WAR UMSTÄNDLICHER

Ein bisschen Wehmut sei schon dabei, wenn er so an früher denke, sagt er dann. Doch wirklich zurück ins Jahr 1994 wolle er auf keinen Fall. Es war eben nicht nur eine andere Zeit, es war eine andere Welt. Eine, in der man beispielsweise ohne Navi umständlich per Straßenkarte den neuen Klienten ausfindig machen musste, wie Heinz-Josef Neunzig anmerkt. Denn früher war zwar alles analog, aber beileibe nicht alles besser. //



Ein fundamentaler Wandel

Wenngleich die Digitalisierung längst in alle Bereiche der Graf Recke Stiftung vorgedrungen ist – in Düsseldorf-Wittlaer liegt gewissermaßen ihre Zentrale. Hier, im Verwaltungsgebäude an der Einbrunger Straße, arbeiten Jesse Büstrin, Stabsstellenleiter Qualitätsmanagement (Foto rechts), sowie Dominik Otto (links), Stabsstellenleiter IT & Support. Ganz gleich, wer in der Stiftung mit dem Thema in Berührung kommt – mit einem der beiden hat er in der Regel zu tun.

2017 übernahmen Jesse Büstrin und Dieter Hufen, Leiter des Referats Rechnungswesen, im Auftrag des Vorstands die Projektleitung zur Einführung der Software Vivendi. Die neue Software sei »ideal für Einrichtungen, die soziale Hilfen anbieten«, sagt Jesse Büstrin. Vom Klientenmanagement über Abrechnungen bis zur Personaleinsatzplanung laufe alles über dasselbe Programm. Das habe immense Vorteile, stets sei so ein übergreifender Austausch und Abgleich möglich. Selbst die Pflegedokumentation finde über die zentrale Software statt. »In Teilen bereits über das Tablet direkt beim Bewohner im Zimmer«, erläutert Dominik Otto. Dadurch würden zum einen Übertragungsfehler vermieden, »die Fachkräfte haben zudem auch stets Zugriff auf Tausende Daten und sind in ihren Arbeitsprozessen immer auf dem neuesten Stand«.

Aktuell nutzen mehr als 1.500 Beschäftigte in der Stiftung die Software, sie alle wurden anwenderbezogen und ihren jeweiligen Arbeitsbereichen gemäß geschult, sagt Jesse Büstrin. Und es geht weiter: Auch aktuell finden regelmäßig weiterführende Schulungen statt. Ziel sei es stets, »den steigenden Anforderungen im Job durch den Einsatz einer leistungsstarken Software gerecht zu werden«, versichert Jesse Büstrin. Auch wenn dies für die Einführung zunächst einen zeitlichen Mehraufwand zur Folge habe. Falls es dann doch mal irgendwo hakt, steht

Dominik Otto den Mitarbeitenden zur Seite. »Wir freuen uns über jede Anregung«, betont er, »und auch über die Offenheit der Kollegen, diesen Prozess mitzugestalten.«

So wollen die Experten den Kollegen auch eventuelle Sorgen nehmen, der Mensch könnte zwischen all den Bits und Bytes verloren gehen. Das Gegenteil sei richtig: Digitale Lösungen sollen Zeit einsparen für ihre Kernaufgaben, ob in der Betreuung, Pflege, Lehre oder Verwaltung, darin sind sie sich einig. Für Jesse Büstrin steht daher fest: »Es geht nicht nur um die Einführung einer neuen Software, es geht um einen fundamentalen Wandel in der Arbeitswelt.« Die Menschen in der Stiftung dabei zu begleiten und zu unterstützen, das macht laut Dominik Otto »den Reiz unserer Aufgaben aus«. //



Sarah Gröner und Michael Jankau sind Kollegen auf Augenhöhe; sie ist studierte Sozialarbeiterin, er Diplom-Sportlehrer; beide sind Bezugsmitarbeitende im Gruppendienst im Wohnheim und im Betreuten Wohnen der Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* im Haus Wilhelm-Tell-Straße. Was sie aber unterscheidet: Sarah Gröner, 29, ist seit vier Jahren dabei, Michael Jankau seit mittlerweile drei Jahrzehnten. Und so hat der 59-Jährige einige Veränderungen in seinem Fachbereich erlebt, die Sarah Gröner allenfalls vom Hörensagen kennt. Die digitale Revolution aber erlebten beide gleichermaßen.

Denn auch als Sarah Gröner 2015 ihren Dienst antrat, gab es noch »Handakten«, wie sie erzählt. In diese wurden alle Tätigkeiten bei den Klienten eingetragen. Ihre Aufgabe bestehe darin, die Menschen im Alltag zu begleiten, von der Motivation, überhaupt aufzustehen oder aus dem Haus zu gehen, bis zur kompletten Verselbstständigung. Auf welche Weise sie und ihre Kolleginnen und Kollegen das tun, das muss festgehalten werden. Seit rund zwei Jahren geschieht das nun in weiten Teilen bereits bei den Klienten vor Ort am Tablet.

»Das ist auch für unsere insgesamt 55 Klienten der sichtbarste Wandel«, meint Michael Jankau, »dass wir ständig mit die-

»Ohne elektronische Hilfen gar nicht möglich«

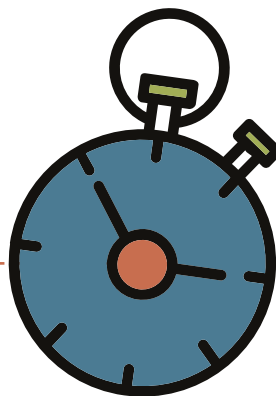
sen Dingen unterwegs sind.« Wenn sie darauf digital mit dem Finger den Besuch des Bezugsmitarbeitenden quittieren müssen, sei das für einige schon eine Herausforderung. »Manche haben versucht, mit dem Kugelschreiber auf dem Bildschirm zu unterschreiben«, erzählt Sarah Gröner schmunzelnd. Doch nicht nur für die Mitarbeitenden, die nun ohne Gefahr eines ersten Übertragungsfehlers ihre Arbeit bei den Klienten festhalten, hat die Neuerung Vorteile. Auch den Betreuten werde nun »bewusster, was wir eigentlich machen und dokumentieren«, sagt Michael Jankau. »Sie sind neugieriger geworden, was ich positiv finde.«

Klar, die Dokumentationspflichten hätten alleine in den letzten vier Jahren zugenommen, sagt Sarah Gröner. Aber sie seien nun einmal notwendig, um etwa

beim Kostenträger Zusagen zu erwirken. »Ohne elektronische Hilfen wäre das alles gar nicht möglich«, glaubt Kollege Jankau. Für ihn, der privat »wirklich nicht ständig vor dem Computer hängt«, war es schon eine Umstellung. Und doch gehört es nun zu seinen Aufgaben, den Klienten ebenfalls die Vorteile des Internets nahezubringen, ob bei der Recherche nach einem Facharzt oder auch nur der Suche nach der nächsten Busverbindung. In einer Gruppe mit Klienten seines Alters müsse er wirklich alles erklären, berichtet der 59-Jährige und lacht: »Ausgerechnet ich.« //



Fünf Millionen Datensätze



Joachim Köhn wartet mit beeindruckenden Zahlen auf: Pro Bewohnerin und Bewohner in den Einrichtungen der Graf Recke *Wohnen & Pflege* werden täglich rund 30 Eintragungen in der Pflegedokumentation vorgenommen. »Bei etwa 450 Bewohnern sind das gut 400.000 Datensätze im Monat, fast fünf Millionen im Jahr«, erläutert der Geschäftsbereichsleiter. Keine Frage für ihn, dass das ohne EDV gar nicht zu bewältigen wäre.

Dasselbe gelte für das Buchhaltungsprogramm oder die Bewohnerabrechnungen, sagt Joachim Köhn. Die dazu nötigen Beträge speisten sich aus bis zu sieben verschiedenen Quellen. »Wenn man das alles wie früher von Hand eintragen wollte, kämen wir mit unseren aktuell zweieinhalb Stellen in der Buchhaltung nicht weit«, macht er deutlich.

Ebenso müssen für die neuen Qualitätsrichtlinien für den Pflege-TÜV bis zu 98 Prüfkriterien je Bewohner übermittelt werden. Auch hier ist die Unterstützung durch eine EDV-gestützte Pflegedokumentation beinahe unerlässlich. Standard sei das längst nicht bei allen Pflegeanbietern, weiß Joachim Köhn. Genau wie die Software für die Dienstplanerstellung: In ihr sind die Arbeitszeiten aller Mitarbeitenden hinterlegt. Daher erkennt sie laut Köhn auch sofort, falls im Plan etwa gesetzliche Ruhezeiten nicht eingehalten würden. Dies alles sei ohne Zweifel eine große Hilfe.

Im Kern der Pflege aber erkennt Joachim Köhn klar die Grenzen der Digitalisierung. »Wir setzen sie da ein, wo sie sinnvoll ist«, betont er. Dass der ambulante Pflegedienst recke:mobil auf dem Weg zu den Klienten auf eine EDV-gestützte Routenführung zurückgreifen kann, sei eine echte Errungenschaft: weil sie Zeit schenke für die eigentliche Arbeit, die Pflege. Dass diese einst von einem Roboter übernommen werden könnte, das allerdings sieht Köhn nicht. Es möge ja sein, dass dieser künftig Essenstabletts verteilt. »Aber weiß der dann auch, dass die Tasse bei einem halbseitig gelähmten Menschen zum Beispiel auf der linken Seite zu stehen hat?«, fragt er sich.

Solche Dinge ließen sich im Zweifel noch programmieren, Empathie dagegen nicht. »Ein Roboter bleibt kalt«, sagt Joachim Köhn. Doch Pflege sei Beziehungsarbeit, der Mensch brauche das miteinander. Nur dort, wo es daran bereits jetzt mangelt, kann er sich den Einsatz von Elektronik denken. Daher unterstütze die Graf Recke Stiftung derzeit ein Start-up, das einen Sprachassistenten für Alleinlebende entwickelt, berichtet er. Wenn jemand, aus welchen Gründen auch immer, im eigenen Zuhause bleiben wolle oder müsse, sei für diesen Menschen eine solche Ansprache sicherlich eine Hilfe und gebe auch Sicherheit, meint Joachim Köhn. Aber: »Der Königsweg ist es nicht.« //



Termine auf Papier oder online? Joachim Köhn mit Laptop und dem guten alten Papierkalender.



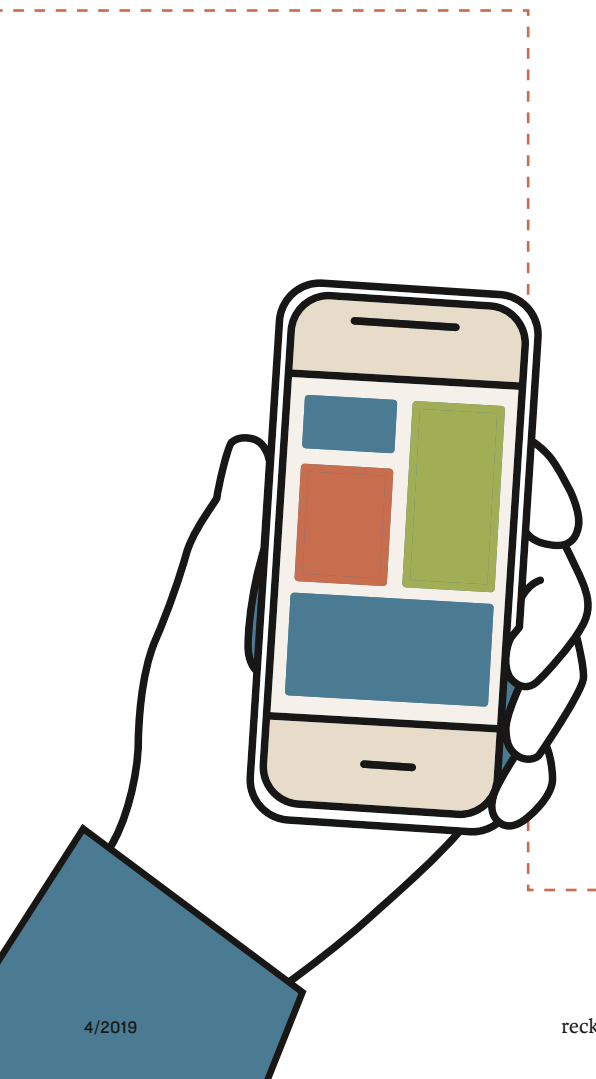
Kontakte auf Papier oder online? Sandra Hübner und ihr alter Karteikasten.

Fortbilden von überall

Ein Raum, eine Referentin oder ein Referent, ein Auditorium – so sieht ein Seminar klassischerweise aus. Diese Form der Fortbildung wird auch bei der Graf Recke Stiftung weiter ihren Platz haben, drum herum allerdings stehen »große Veränderungen an«, sagt Sandra Hübner. Will heißen: Mitarbeitende bilden sich künftig fort, wann und wo sie wollen. Schon bisher sei man bei den zahlreichen Fort- und Weiterbildungen – ob in der Hauswirtschaft, der Pflege oder der Verwaltung – »auf dem neuesten Stand der Wissensermittlung«, sagt Sandra Hübner, zuständig fürs Seminarmanagement der Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Vor rund einem Jahr habe man nun zudem das »integrierte Lernprojekt« gestartet, das Präsenzseminare und sogenanntes E-Learning miteinander verbindet. Teile der Fortbildungsinhalte werden nun nicht mehr im Seminarraum vermittelt, sondern über ein Computerprogramm, aufrufbar auf PC, Notebook, Tablet oder sogar Smartphone. Mittlerweile läuft an vielen Häusern der Graf Recke *Wohnen & Pflege* ein Pilotprojekt.

»Wir haben die ersten Rückmeldungen, und die Kolleginnen und Kollegen sind begeistert«, berichtet Sandra Hübner. Überrascht ist sie darüber nicht, vielmehr sieht sie neben der Unabhängigkeit im E-Learning weitere Vorteile: Durch Texte, Übungen und Filme sei das Programm abwechslungsreich, teilweise spielerisch, »und man kann bei Unsicherheiten alles wiederholen«. Die Lernzeit werde selbstverständlich gleichfalls als Arbeitszeit angerechnet.

Alleingelassen werden die Teilnehmenden ohnehin nie, das ist Sandra Hübner wichtig. Der Seminarleiter ist von Anfang an eingebunden und über das Computerprogramm bei Fragen erreichbar. Darüber hinaus soll es zum Abschluss vieler Fortbildungen stets ein echtes Zusammentreffen der Teilnehmenden geben. Da diese dann alle mit den grundlegenden Inhalten vertraut sind, könnten sie sich in der Gruppe den wirklich kniffligen Fragen zuwenden. »Und das«, sagt Sandra Hübner, »kommt im klassischen Seminar ja manchmal zu kurz.« //

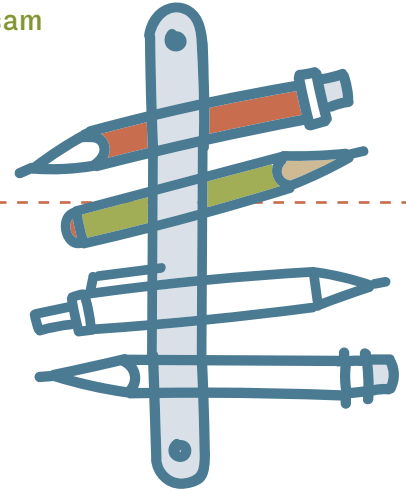


EINE DIGITALE REISE



Ausweitung des Lernraums

Raik hat viel Spaß mit Anton. Doch Anton ist weder sein Bruder noch sein Kumpel. Der Elfjährige meint ein Lernprogramm dieses Namens, mit dem er auf dem Tablet Aufgaben löst, ob in Mathe, Deutsch oder im Sachunterricht. »Wenn zwei richtig sind, gibt es als Belohnung Münzen«, erzählt der Schüler der Schule II der Graf Recke Stiftung in Wittlaer begeistert. Das Besondere: Die ganze Klasse von Lehrerin Kerstin Reese lernt regelmäßig gemeinsam auf diese spielerische Art. Über einen Tablet-Computer verfügen alle.



Im dritten Jahr bereits bekomme man Mittel aus einem Landesförderprogramm, um die Schülerinnen und Schüler im Umgang mit Medien zu schulen, erläutert Diana Seng, Leiterin der Schule II, der Förderschule in der Primar- und Orientierungsstufe. »Damit konnten wir uns schon eine schöne Grundlage aufbauen.« Doch mit der Infrastruktur allein sei es nicht getan, ein ausgearbeitetes Medienkonzept sei genauso wichtig. »Und wir brauchen auch Lehrkräfte, die für das Thema brennen, die sich auskennen und ständig fortbilden.«

So wie Kerstin Reese, die die Mini-computer in Klassenstärke auch für Stationsarbeiten einsetzt. »Ein QR-Code, den die Schüler einscannen, gibt uns dann die Aufgaben vor«, erklärt sie. »Lernen im Netz« heißt das Programm, das die Kinder für spätere Anforderungen in der weiterführenden Schule I nebenan fit machen soll – und perspektivisch bereits für die Arbeitswelt.

Benedikt Florian, Leiter der »Schule I für Emotionale und soziale Entwicklung« in der Sekundarstufe I, freut sich ebenfalls über die Fördergelder aus dem Programm »Gute Schule 2020«. Man habe sich bei den älteren Schülern allerdings für zehn Laptops entschieden, in Verbindung mit einem sogenannten Demo-Beamer-Wagen. In diesen sei das modernste Equipment eingebaut, Lautsprecher, Beamer oder eine Kamera etwa, sagt er. Darüber hinaus seien alle Klassenräume mit Projektionswänden ausgestattet. Statt mit einfachen Folien zu arbeiten, geht das nun mit Video- oder Audiosequenzen. »Oder der Lehrer legt ein Buch unter die Kamera und die Klasse ist live beim Umblättern dabei.«

Am Laptop selbst lernen die älteren Schüler zudem, im Internet zu recherchieren. Das so erworbene Wissen können sie dann gleich in eigene Präsentationen umsetzen. Später gehe es etwa auch um Bewerbungstraining, sagt Schulleiter

Florian, »denn die digitale Bewerbung ist in den Firmen ja längst Standard«. Die Frage, ob das digitale Klassenzimmer sinnvoll ist, stellt sich für ihn deshalb genauso wenig wie für seine Kollegin Diana Seng. Es gehe lediglich um die Ausgestaltung, wie man Digitales in den Unterricht integriert. »Die Schüler nicht alleine zu lassen, sie zu begleiten, ist eine unserer Kernaufgaben«, macht die Schulleiterin deutlich.

Und deshalb »jubeln wir jetzt schon«, sagt Diana Seng lachend, dass aus dem Digitalpakt NRW weitere Mittel fließen werden. Auch profitiert die Graf Recke Stiftung aktuell von der neuen Glasfaseranbindung in Wittlaer. Damit wird es dann möglich sein, mit allen Klassen gleichzeitig ins Netz zu gehen. Sie sehe das als »erweiterten Zugang zum Lernen; ergänzend und am Puls der Zeit«, meint die Pädagogin. Das sei insbesondere an Förderschulen wichtig. Teilhabe zu ermöglichen gehe eben nicht, wenn man hier gesellschaftliche oder technische Entwicklungen ausschließe.

Augmented Reality, erweiterte Realität also, ist für die beiden Schulleiter deshalb nicht bloß ein Schlagwort. Für Diana Seng ist es nur eine Frage der Zeit, bis man etwa »einen kleinen Dino aufs Pult projizieren wird«. Kostengünstig und wetterunabhängig könne man künftig sogar virtuell an andere Orte gehen, sogar in den Dschungel. Dennoch ist es der Schulleiterin wichtig, dass man an beiden Schulen auch weiter analoge Lernwege beschreitet: »Ein Kind braucht genauso Fingerfertigkeit und echte Naturerfahrung.«

Im Klassenraum von Kerstin Reese ist dennoch die Begeisterung jedes Mal groß, wenn sie die Tablets an ihre Schüler verteilt. Die Geräte sind nicht nur handlich und quasi wartungsfrei, sie besitzen für die Kinder »auch eine gewisse Wertigkeit«, wie sie erkannt hat. Noch nie sei eines der Tablets durch die Gegend geworfen worden.

Auch Merle würde so etwas nie tun. Der Schülerin macht es aber »genauso viel Spaß, mit einem echten Buch zu arbeiten«, wie sie versichert. Nebensitzer Luca stimmt dem zu. »Ein Tablet ist eigentlich auch nur ein Buch«, meint er mit einem Grinsen: »Aber man kann viel mehr damit anfangen.« //





EINE DIGITALE REISE

Entspannt in der digitalen Welt

Morgens im Bus hört Lucas gerne Musik auf seinem Smartphone, oder er schaut mal eine Folge der Mysteryserie *Stranger Things* auf Netflix. Der 19-Jährige hat auch WhatsApp und Instagram auf dem Telefon, Facebook dagegen nutzt er kaum noch, mit seinen Onlinespiel-Kollegen ist er über Discord in Kontakt, »das ist wie skypeen, nur für Gamer«, erklärt er.

Reflektiert digital unterwegs:
Lucas (links) und Robin mit
Erzieherin Kerstin Sittig.

Keine Frage, die Jugend ist digital und online, jederzeit, so scheint es. Doch wenn man Lucas aus der Wohngruppe »Kompass« auf dem Gelände der Graf Recke *Erziehung & Bildung* in Düsseldorf-Wittlaer fragt, ob er sich ein Leben ohne Smartphone vorstellen könne, muss er nicht lange überlegen. »Klar, das ginge«, sagt er und wirkt sehr überzeugend.

Was erstaunlich klingt, kann sich Kerstin Sittig inzwischen durchaus vorstellen. Sie ist Teamleiterin in der Wohngruppe und hat mit ihren vier Kolleginnen und Kollegen den direkten Kontakt zu neun Jugendlichen, die dort leben. Robin, 17, ist einer von ihnen – und hat für sich selbst den Nachweis der digitalen Enthaltbarkeit bereits erbracht. »Ich hatte vor Kurzem eine Zeit lang keine SIM-Karte. Das hat ganz gut funktioniert«, erzählt er. Leider habe er so lange auch niemandem Bescheid geben können, wenn er sich mal verspätet habe. Keine Spiele, keine Videos, kein Chat, das alles war für Robin dagegen kein großes Ding.

Erzieherin Kerstin Sittig hätte das in dieser Form nicht vermutet, wie sie zugibt. »Viel eher hatten wir von der Gruppe ein Problem damit, dass wir Robin nicht erreichen konnten.« So reflektiert und entspannt, wie er und Lucas sich in der digitalen Welt bewegen – das sei allerdings nicht allen gegeben. »Wir haben schon vermehrt Jugendliche, die sich zum Beispiel zu wenig bewegen. Das gab es so früher nicht«, sagt die Teamleiterin. Rausgehen zu müssen ins echte Leben statt vor dem Rechner oder am Smartphone zu hängen, das fühle sich für einige wie eine Strafe an. »Wir sprechen hier aber von Einzelfällen«, macht sie deutlich.

LUCAS STELLT SO MANCHES INFRAGE

Bei Lucas ist das ohnehin anders. Er kann sich, obwohl er zu den sogenannten Digital Natives gehört, noch gut an seine Kindheit ohne Internet erinnern. »Wir haben draußen gespielt und sind auf Bäume geklettert, solche Sachen«, erzählt er. Vielleicht ist das mit ein Grund, warum er den Sinn mancher technischen Entwicklung selbst als junger Mensch infrage stellt. »Nach dem HD-Fernseher kam Full HD, dann kam 4K, jetzt 8K, das verstehe ich nicht«, meint Lucas. Davon abgesehen, dass es kaum Spiele und Filme gebe, die das unterstützen, »man sieht den Unterschied doch gar nicht«.

Dennoch gehört auch der 19-Jährige selbstverständlich zu der Generation, die sehr unbefangen mit digitalen Neuerungen umgeht, wie Kerstin Sittig beobachtet. »Wir im Team sind zum Teil schon aus dem älteren Semester und müssen uns das erst mühsam erarbeiten«, sagt sie. Und deshalb freut sie sich auch so, dass sie Lucas kürzlich beim Ausfüllen eines Online-Antrags helfen konnte. Dabei sollte eine Datei gescannt und eingefügt werden, »und da musste ich ihn tatsächlich unterstützen«. Die beiden lachen.

Robin wird derlei Beistand eher nicht benötigen. Auch wenn er problemlos mal auf sein Smartphone verzichten kann, alles Digitale fasziniert ihn. Er hat sogar mit dem Programmieren begonnen, »und das macht schon Spaß«, meint er. Der 17-Jährige könnte sich später gut einen Beruf in der IT-Branche vorstellen. Momentan befindet er sich am Berufskolleg auf dem Weg zur Fachoberschulreife, auch da gehe es bereits in diese Richtung. »Wir arbeiten mit Whiteboards und Tablets«, erzählt er begeistert.

ROBIN: »DA IST OFT VIEL UNNÖTIGES DABEI«

Dennoch ist ihm genauso wie Lucas bewusst, dass insbesondere die Online-welt Gefahren birgt. In der Wohngruppe wie in der Schule haben sie etwa bereits über Cyber-Mobbing gesprochen, zum Glück jedoch selbst keine Erfahrungen damit machen müssen. »Aber sensibilisiert

müssen sie dafür werden«, sagt Kerstin Sittig. Auch der Schutz der Privatsphäre sei wichtig – wie schnell mache ein peinliches Video öffentlich die Runde? Robin und Lucas können ohnehin nicht verstehen, was über WhatsApp oft an persönlichen und vermeintlich lustigen Dingen geteilt wird. »In der Klassengruppe ist da viel Unnötiges dabei«, sagt Robin.

Aus diesem Grund ist Datensicherheit in der Kompass-Wohngruppe ein stetes Thema. Derzeit teste man auf Anregung und im Austausch mit der Stiftungsverwaltung Threema, eine verschlüsselte Alternative zu WhatsApp, berichtet Kerstin Sittig. Fremde könnten einem bei diesem Messenger beispielsweise nicht ohne Zustimmung Nachrichten schicken, was gut sei. »Es gibt aber auch schon erste Beschwerden, weil man zurzeit nicht erkennen kann, wer sich neu angemeldet hat«, berichtet die Teamleiterin.

Es ist keine Frage: Die Auseinandersetzung mit der digitalen Welt wird die Wohngruppe dauerhaft begleiten, wie jede Familie auch. Sich dieser zu verschließen sei keine Alternative, sagt Kerstin Sittig mit Nachdruck. Was für die jungen Leute eine Selbstverständlichkeit sei, müssten sich die Erwachsenen eben aneignen. Sie selbst, erzählt die Teamleiterin, habe sich aus diesem Grund kürzlich bei Instagram angemeldet. »Damit ich da endlich auch mitreden kann.« //





Die digitale Zukunft aktiv mitgestalten

Der digitale Wandel hat nicht nur die Lebens- und Arbeitswelten verändert – er wird das auch weiter tun. Die Stiftung hat deshalb den »Graf Recke Preis für Digitalen Wandel« ins Leben gerufen, um nach Lösungen für die künftige Arbeitspraxis zu suchen. Vier Ideen von sechs Teilnehmenden haben dabei besonders überzeugt. Unter anderem Annika Stiglic und Dirk im Brahm haben als Sieger ihre Projekte im Social Impact Lab in Bonn weiterentwickelt – und dabei festgestellt, dass Veränderung in der Tat das einzig Beständige zu sein scheint.

EINE DIGITALE REISE

Wie wäre es, wenn potenzielle Klientinnen und Klienten vorab am Computer einen virtuellen Rundgang durch die Wohngruppen antreten könnten? Oder wenn Inklusionsbegleiter durch eine App schnell und einfach Informationen zu Krankheitsbildern und Diagnosen abrufen könnten? Sehr gut, befand eine Jury – und wählte die Vorschläge von Nina Schütz und Angela Babarro sowie Martina Kurth-Untch mit zu den Gewinnern des »Graf Recke Preises für Digitalen Wandel«, der nach Lösungen für die Arbeitspraxis sucht. Im Sommer ging es für die drei und die weiteren Gewinner ins Social Impact Lab nach Bonn, um dort ihre Ideen weiter auszuarbeiten.

Annika Stiglic und Dirk im Brahm waren ebenfalls mit dabei, ihre Konzepte hatten im Wettbewerb, zu dem insgesamt 25 Vorschläge eingegangen waren, gleichermaßen überzeugt. Peer-Begleiterin Annika Stiglic schwebt, ähnlich wie ihrem Kollegen Thomas Paetke, eine »inklusive Medienwerkstatt« im Geschäftsbereich *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* der Stiftung vor. Dirk im Brahm vom ambulanten Pflegedienst *recke:mobil* möchte hingegen Angehörigen von an Demenz Erkrankten einen digitalen Lotsen an die Hand geben. So unterschiedlich ihre Ansätze, so sehr sind beide davon überzeugt: Man muss die Möglichkeiten der Digitalisierung erkennen – und im besten Sinne für sich und das Unternehmen nutzen.

DIGITALE TEILHABE IST DAS SCHLAGWORT

Als sie den Aufruf des Vorstands gelesen habe, habe sie sofort ihre Zeitungsgruppe im Kopf gehabt, erzählt Annika Stiglic, die alle zwei Wochen mit Klienten innerhalb der Arbeits- und Ergotherapie eine Zeitschrift erstellt. »Von Klienten für Klienten – und alle Interessierten«, wie sie sagt. Die Themen sind breit gefächert, die Berichterstattung von Veranstaltungen bis zur Auseinandersetzung mit der eigenen Erkrankung. Eine gute Sache, keine Frage. Was für Annika Stiglic, die aus der Werbebranche kommt, allerdings ein kleines Manko darstellt: Die Zeitschrift erscheint bislang ausschließlich auf Papier.

Für die 38-Jährige ist es keine Frage, dass man mit einer Online-Ausgabe deutlich mehr Möglichkeiten hätte. »Wir könnten Themen aktueller anbieten und auch verschiedene Medienformen einbinden«, sagt sie. Genauso bedeutend: Es wäre für die Klienten zugleich eine Heranführung an moderne Medienarbeit. »Das Schlagwort heißt digitale Teilhabe«, verdeutlicht sie. Wenn man das Angebot zudem nach außen öffne, das habe sie aus den Gesprächen in Bonn mitgenommen, könnte das helfen, Kooperationspartner aus der freien Wirtschaft zu gewinnen und auch »Vorurteile gegenüber psychischen Erkrankungen abzubauen«, sagt sie.

Auch Dirk im Brahm will andere unterstützen, in seinem Fall in erster Linie Angehörige von Demenzpatienten und die Erkrankten selbst. Der 45-Jährige, der sowohl im mobilen Pflegedienst bei den Klienten tätig ist als auch als stellvertretender Pflegedienstleiter administrative Aufgaben im *recke:mobil*-Büro an der Unterrather Straße in Düsseldorf übernimmt, weiß genau, wo die Herausforderungen liegen. Und so wollte er eine App entwickeln, die anhand von Spielen oder Rätseln auf dem Tablet Hinweise auf eine mögliche Demenzerkrankung des Anwenders geben könnte – oder ein Indikator sein für den Verlauf einer bereits diagnostizierten Demenz. »Zugleich sollte die App die Möglichkeit geben, das Gedächtnis zu trainieren«, sagt er.



IDEEN BENÖTIGEN PARTNER

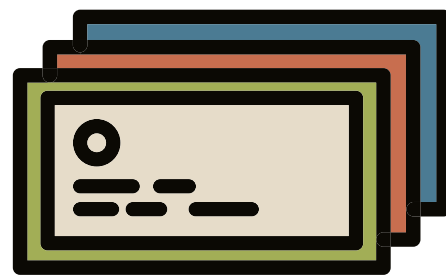
Warum Dirk im Brahm im Konjunktiv spricht, hat seinen Grund: An den drei Wochenenden im Social Impact Lab in Bonn, das sich als erstes inklusives Innovationslabor und als Hotspot für Social Entrepreneurship begreift, hat sich seine Idee verändert. Die App habe sich im Austausch mit anderen Teilnehmenden, den Referenten und begleitenden Experten »heruntergebrochen auf einen Guide für Angehörige«, berichtet er. »Das geplante Gedächtnistraining wäre eher eine zweite App.«

Enttäuscht ist Dirk im Brahm von der Entwicklung keineswegs, im Gegenteil. »Es geht im Lab ja gerade darum, Geschäftsideen in sozialen Unternehmen weiterzuentwickeln«, betont er. Dazu gehörten etwa eine Bedarfsanalyse, mögliche Finanzierungswege »und wie unsere Ideen im Unternehmen implementiert werden können«. Für den Ideengeber jedenfalls ist klar geworden, dass er Kooperationspartner innerhalb und außerhalb der Stiftung benötigen wird, einen Programmierer und einen Grafiker etwa. Allein das App-Logo müsse überzeugen und mit der Außendarstellung der Stiftung übereinstimmen, dem Corporate Design. Doch er sei guter Dinge, meint Dirk im Brahm. Eine Präsentation des Projekts beim Vorstand vor Kurzem sei gut angekommen, demnächst wird er es noch einmal im Geschäftsbereich vorstellen.

Einen solchen Termin hat Annika Stiglic ebenfalls im Kalender. Bei ihr geht es allerdings weniger um externe, sondern vor allem interne personelle Ressourcen, die aktiviert werden müssten. »Dann wird man schauen, wer was wann und in welcher Form umsetzt.« Das müsse nicht alles sofort passieren, sagt sie. »Das kann sich gerne organisch entwickeln.« Eine inklusive Medienwerkstatt würde in jedem Fall sehr gut zur gestellten Forderung nach einem breiteren Angebot an Arbeitsmöglichkeiten passen, ginge es doch künftig beispielsweise mehr um Gestaltung, meint sie. Dass perspektivisch auch die Stiftung profitieren könnte, indem sie die Erstellung von Flyern oder Designaufträgen nicht mehr unbedingt an externe Dienstleister vergeben müsste, sei eher ein Nebeneffekt.

DEN MENSCHEN EINBINDEN

Vielmehr geht es Annika Stiglic darum, dass die Gesellschaft »auch digitale Teilhabe ermöglicht, das muss zur Selbstverständlichkeit werden«, wünscht sie sich. Wichtig sei aber, dass der Mensch dabei eingebunden werde, dass dies im Austausch geschieht, sagt die Peer-Begleiterin. Das sieht Dirk im Brahm ganz genauso: Wenn man heute, wie er aus Erfahrung weiß, einen 90-Jährigen im Umgang mit WhatsApp und Skype erlebe, »dann stellt sich nicht die Frage, ob, sondern wie der digitale Wandel stattfindet. Und wie wir ihn gestalten.« //



Effizienz schafft Raum für Kreativität

EINE DIGITALE REISE

Noch jemand ohne Ticket?« Eine Frage, die man aus anderen Zusammenhängen kennt, gilt seit einiger Zeit auch in der Unternehmenskommunikation der Graf Recke Stiftung. Ein sogenanntes Ticketsystem dient hier als digitaler Helfer, »typische interne Anfragen an einem Ort zu bündeln«, sagt Referatsleiter Roelf Bleeker. Für Themen, die regel- und standardmäßig anfallen, werden nun auf einer Seite im Intranet alle benötigten Angaben per Formular abgefragt. Wer einen Standardflyer bestellen will oder Visitenkarten, wer einen Hinweis auf Korrekturbedarf im Internet übermitteln oder Termine beziehungsweise kleinere News veröffentlicht sehen möchte, »macht ein Ticket auf«. Das heißt zunächst nichts anderes als eine E-Mail samt Formular an das neue System des Referats zu schicken, wo diese weiterverarbeitet wird. »Das Ticketsystem und die damit verbundenen Prozesse gestalten die Arbeit deutlich effizienter«, sagt Roelf Bleeker. Die Vorabfrage in den Formularen vermeide die bislang oft erforderlichen Rückfragen aufgrund unvollständiger Informationen seitens des beauftragenden Kollegen. »Was wir jeweils brauchen, wird in standardisierten Bögen abgefragt«, erklärt er. Was, wann, wo, wer? Welche Auflage, welches Format?

Die im Ticketsystem eingehenden Anliegen sind dem gesamten Team der Kommunikation zugänglich. Jeder könne jederzeit sehen, wann

dieses von wem angenommen, an wen es übergeben wurde und wie der Bearbeitungsstand sei, erläutert der Referatsleiter. Der Ticketinhaber erhalte laufend Rückmeldung zum Stand der Bearbeitung, das Ticketsystem vergisst nichts. »Die Neuerung bringt Transparenz, Sicherheit und Verbindlichkeit für alle Beteiligten.«

Früher, sagt Roelf Bleeker, wurden Korrekturhinweise oder Aufträge ungeregelt per Mail, Anruf, Hauspost oder »auch mal schnell zwischen Tür und Angel« an den jeweils greifbaren Mitarbeitenden im Referat herangetragen. »Solche Hinweise auf Zuruf gehen in der Vielzahl der Anfragen und Aufträge auch schnell einmal unter«, sagt er. Für wiederkehrende und immer ähnlich laufende interne Anfragen, Aufträge oder Hinweise sei die Ticketlösung ideal.

Natürlich weiß Roelf Bleeker, dass manchen das unpersönlich erscheint. »Redet ihr gar nicht mehr mit uns?«, sei er schon gefragt worden. »Doch, natürlich«, ist seine überzeugte Antwort. »Indem wir bei den Standards effizienter arbeiten, schaffen wir Zeit und Raum für die großen oder außergewöhnlichen Projekte und Entwicklungen in der Stiftung«, sagt er. Die bedürfen laut Roelf Bleeker einer anderen Herangehensweise. »Diese besprechen wir ausführlich gemeinsam und setzen sie möglichst kreativ um.« Allerdings – auch das am besten nicht mal eben schnell zwischen Tür und Angel. //

ENDE



Eine neue Vernunft

Janett Schwerdtfeger ist Mitglied der Geschäftsführung der Strategieberatung »Die neue Vernunft«, die im Sommer aus dem Unternehmen »KNSK brand lab« hervorgegangen ist. Mit der Namensänderung – und einem Umzug von Essen nach Düsseldorf – verbinden Janett Schwerdtfeger und ihre Kolleginnen und Kollegen auch eine Neuausrichtung der Beratung. Name und Neuausrichtung stehen für die Überzeugung, dass Wirtschaft und Gesellschaft in Zeiten der Digitalisierung eine neue Vernunft brauchen. Im Interview mit Roelf Bleeker erklärt Janett Schwerdtfeger, was damit gemeint ist.

Wann kam bei Ihnen die Erkenntnis auf, dass es eine neue Vernunft braucht – und warum?

In unserem Geschäftsfeld ist Agilität das Wort der Stunde. Wir haben aber festgestellt, dass wir mehr und mehr arbeiten, aber de facto deutlich weniger Ergebnisse hervorbringen – und uns die Frage gestellt, warum das so ist und ob das so sein muss. Dazu kommen die Erwartungen, die an uns gestellt werden. Sie sind immer vielfältiger, der Druck auf uns ist enorm gestiegen. Auf der privaten Ebene verstehen wir immer besser, dass die Digitalisierung nicht ohne Folgen für uns ist, und steuern dagegen, zum Beispiel indem wir Achtsamkeit üben, um uns nicht zu überfordern. In der Geschäftswelt ist das offenbar nicht so.

Was genau machen Sie in Ihrer Beratung anders als früher?

Zum einen bekennen wir uns noch stärker zu dem Ideal, das schon immer hinter unserem Ansatz gestanden hat: In der Wirtschaft sollte es letztendlich um den Menschen gehen. Ob Kunde oder Mitarbeiter. Erklärt man den Nutzen, den man für Kunden und Mitarbeiter stiftet, zur obersten Priorität, wird sich das gute Ergebnis von selbst einstellen, weil zufriedene und gebundene Mitarbeiter engagierter sind und eher im Sinne des Unternehmens handeln. Zum anderen versuchen wir unsere interne Zusammenarbeit stärker auf die Anforderungen unserer Zeit auszurichten. Wenn wir von der Zerstreuung in wirren Projekten sprechen, müssen wir bei uns selbst anfangen. Wir haben das zu Beginn auch New Work genannt, aber festgestellt, dass es dabei um das Wiederentdecken guter alter Regeln geht, zum Beispiel um Stillarbeit oder Sprechzeiten. Viele wissenschaftliche Studien belegen, dass die Bearbeitung einer

Aufgabe durch einen Experten statt durch Teams häufig effektiver ist. Wenn sich ein Einzelner im gleichen Zeitraum der Aufgabe widmet, bringt er oft mehr und bessere Ergebnisse hervor.

Glauben Sie, dass die Digitalisierung eine Antwort auf die Komplexität der Arbeitswelt ist oder sie die viel beschworene Verdichtung der Arbeit erst erzeugt hat?

Beides ist richtig, aber zweifelsohne haben Verdichtung und Komplexität durch die neuen Technologien zugenommen.

Wie kann sich Kreativität in Zeiten der Digitalisierung behaupten?

Indem man sich regeneriert, bewusst Ruhräume schafft und Zeit gibt und so auch wieder die Lust bekommt, neue Dinge zu machen. Man kann nur kreativ sein, wenn man genug Raum im Kopf hat, sich auch wieder inspirieren zu lassen. Darüber hinaus sollte man gerade dann, wenn man konzeptionell arbeiten muss, immer wieder seine Hände nutzen. Ganz einfach: schreiben statt tippen.

Glauben Sie wirklich an eine Chance, der Verdichtung der Arbeit in Zeiten der Digitalisierung zu entgehen?

Ja, und in der Theorie sind es ganz einfache Maßnahmen. Wir haben zum Beispiel den Ansatz, dass wir uns so wenig wie möglich unterbrechen. Tauchen Fragen auf, versuchen wir diese selbst zu beantworten beziehungsweise, wenn möglich, diese erst mal zu sammeln, bevor wir jemand anderen stören. Bei ständiger Erreichbarkeit kann niemand durchdachte Konzepte entwickeln. Das ist eigentlich eine einfache Regel, aber in der Umsetzung unheimlich schwer. Und wir haben einen »Reflexions-Tag«. Da hinter-

fragen wir die Projekte, die nicht funktionieren, und wenn wir keine Lösung finden, um sie zum Funktionieren zu bringen, beenden wir sie auch. Es braucht Mut, ein Projekt zu beerdigen, wenn es uns nicht weiterbringt.

Die industrielle Revolution ist im Verlauf der Zeit durch neue Regeln in Wirtschaft und Gesellschaft gebändigt und in Bahnen gelenkt worden. Steht diese Entwicklung für die digitale Revolution noch aus?

Es braucht eine Art neue philosophische Betrachtung. Nehmen Sie die Genforschung: Da hatte man vor Jahren auch schon was Tolles in der Hand, aber hat sich auch ethisch dazu ausgetauscht. Wäre das nicht passiert, wo stünden wir dann?

Gibt es Ihrer Ansicht nach eine »gute« und eine »schlechte« Digitalisierung?

Es geht eher um den guten oder schlechten Umgang damit. Einerseits haben wir gedankenlos alles in unser Leben gelassen, andererseits reagieren wir an bestimmten Stellen mit zu viel Angst. Es geht in der Digitalisierung um mehr als den Datenschutz, und darauf wird sie in der öffentlichen Diskussion leider noch zu oft reduziert. Wir müssen eine neue Autonomie gegenüber den neuen Technologien entwickeln und Innovationen mit deutlich mehr Bewusstsein, aber auch Selbstbewusstsein begegnen. Dabei dürfen wir nicht die Freude und den Spaß an dem verlieren, was digital möglich ist. Wir sollten den Mut zu Experimenten haben und gleichzeitig den Anspruch, daraus zu lernen.

Wo überfordert Sie ganz persönlich Digitalisierung?

Tatsächlich sind es die vielen Kommunikationskanäle. Aber ich bin auch jemand, der seine Handys – ich habe ein privates und ein dienstliches – auch mal ganz weglagt. Denn dieses viele Reden und Schreiben mit Menschen, die gar nicht da sind, das reißt mich immer wieder aus dem Hier und Jetzt. Und das möchte ich nicht ständig haben. //

Das Plädoyer von Janett Schwerdtfeger für eine »neue Vernunft« ist online auffindbar unter <https://die-neue-vernunft.de/warum-wir-eine-neue-vernunft-in-der-wirtschaft-brauchen/>



Plädoyer für eine Ethik der Digitalisierung

Haben wir die digitalen Helfer im Griff oder hat die Digitalisierung uns im Griff? Die Frage kann man sich stellen, wenn man in der U-Bahn beobachtet, wie junge und alte Menschen gleichermaßen im Minutentakt ihr Handy zücken, um neue Nachrichten zu checken – private oder Weltnachrichten. Ausgerechnet Google will jetzt digitale Wellness durch Abstinenz fördern. Apps sollen die Online-Enthaltbarkeit ermöglichen, um den Stress der Nutzer zu reduzieren. In den letzten zehn Jahren hat im privaten und beruflichen Leben der meisten die Digitalisierung radikal Einzug gehalten, ohne dass es noch auffällt. Sogar künstliche Intelligenz wird täglich selbstverständlich genutzt. Digitale Angebote, Dienstleistungen und Produkte wurden passgenau auf den Nutzer und seine Erwartungen zugeschnitten. Die Kommunikation hat sich ebenso revolutioniert wie die Modelle des Wirtschaftens. Die Einschätzung, was vom digitalen Wandel zu halten ist, schwankt zwischen unaufgeregter Selbstverständlichkeit bei den Digital Natives, also den jungen Menschen, die mit dem Internet aufgewachsen sind, euphorischer Begeisterung der Tech-Konzerne, die vor allem Möglichkeiten und Umsatz sehen, und einem pessimistischen Realismus mancher Kritiker, die vor allem mögliche Worst-Case-Szenarien vor Augen haben. Tatsächlich gibt es viele ungeklärte Fragen: Wie sichern wir den Schutz unserer persönlichen Daten? Wie gehen wir mit der Verrohung der Kommunikation in sozialen Netzwerken um und wie verhindern wir, dass sie dem Zusammenhalt einer liberalen und demokratischen Gesell-

schaft und Politik nachhaltigen Schaden zufügt? Wie stellen wir sicher, dass künstliche Intelligenz, Algorithmen und Software künftig nicht über unseren Kopf hinweg für uns entscheiden?

Als Theologe erkenne ich im Diskurs über all diese Themen die Grundfrage nach dem prägenden Menschenbild. Die Bibel sagt aus naheliegenden Gründen nichts über Digitalisierung. Aber auch wenn sie keine unmittelbare Handlungsanweisung geben kann, so ist sie doch eine wichtige Quelle für ethische Orientierung. Sie verweist auf die Geschöpflichkeit und unbedingte Menschenwürde aller Menschen. Sie fragt nach, wie unser Handeln Menschen dient oder schadet. Deswegen gehört es zu den Aufgaben von Kirche und Diakonie, darüber zu sprechen, wer den digitalen Alltag der Mehrheit der Menschen gestaltet und welche Ziele die Akteure verfolgen. Wer profitiert davon und wer wird – willentlich oder unbewusst – von Nutzung und Kommunikation ausgeschlossen? Viel zu oft sind eben nicht gleiche Teilhabechancen für alle im Blick!

Deswegen ist es ein ethisches Gebot an die Diakonieunternehmen, Entwicklungen

im Interesse der Menschen mit Inklusions- und Unterstützungsbedarf zu forcieren. Das kann zum Beispiel eine App sein, die Menschen mit Einschränkungen neue Formen der Kommunikation mit Freunden, Angehörigen oder Assistenzkräften ermöglicht. Das kann die Entlastung von Pflegenden durch schnelle Information oder Robotik sein. Oder das können neue Formen angepasster digitaler Arbeit sein, die Menschen neue Zugänge zum Arbeitsleben ermöglichen. All diese Chancen müssen wir wahrnehmen.

Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung haben den Begriff »Ethik der Geduld« geprägt. Sie drücken damit aus, dass wir uns trotz der Rasanz des digitalen Wandels immer wieder die Zeit zur Reflexion nehmen, ganz nach dem biblischen Wort »Alles prüft, aber das Gute behaltet« (1. Thessalonicher 5,21). Denn auch für die Digitalisierung gilt: Diese Welt ist nicht geschaffen worden für die Wirtschaft, auch nicht für die digitale Revolution und ganz sicher nicht, damit Maschinen die Macht übernehmen. Die Schöpfung hat vielmehr ihren tiefen Sinn darin, dass Menschen in Würde leben können. //



»Die Welt ist nicht geschaffen worden für die digitale Revolution.«

Pfarrer Markus Eisele, Theologischer Vorstand

DIE NAIVE FRAGE



»Meine Diplomarbeit habe ich noch auf einer Schreibmaschine geschrieben«, erinnert sich Reimund Weidinger.

Warum muss heute alles digital sein, Herr Weidinger?

Reimund Weidinger ist Leiter der Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik*. Was das neue Bundesteilhabegesetz für die Arbeit seines Bereichs bedeutet, hat er in der *recke:in* 3/2017 erzählt: www.graf-recke-stiftung.de/teilhabe_ermoeglichen.

Ich bin als Leiter der Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* nicht mit dem Schwerpunkt angetreten, meinen Geschäftsbereich zu digitalisieren, sondern um ihn unter anderem fit zu machen für die Anforderungen des neuen Bundesteilhabegesetzes, kurz BTHG. Es stellt die Wahlfreiheit der Leistungen durch die Klienten und damit die Personenzentrierung in den Mittelpunkt, das bedeutet völlig andere Anforderungen an uns und unsere Mitarbeitenden als früher.

Wir sind ein moderner sozialer Dienstleister, der auf der Höhe der Zeit ist, aber nicht dem Zeitgeist hinterherläuft. Wir nutzen moderne Tools, wenn diese der Verbesserung der Arbeit für Bewohner sowie Klientinnen und Klienten dient und den Mitarbeitenden gute Arbeit auf hohem Niveau ermöglichen. Digitale Lösungen sind eine Antwort auf die wachsenden Herausforderungen durch neue gesetz-

liche Rahmenbedingungen wie das BTHG und die immer höhere Komplexität und Individualität sozialer Arbeit. Wir sind aufgeschlossen für Neues, aber haben dabei vor allem das Wohl der uns anvertrauten Menschen im Blick.

Wir nutzen Softwarelösungen für Dokumentation, Planung und Steuerung, Auslastungsgrad, Controlling, Erfassung und Abrechnung von Fachleistungsstunden für unsere Klienten, für die wir mit Tablets unterwegs sind, und auch für unsere Maßnahmen- und Zielplanung. Wir würden den Anforderungen des neuen Bundesteilhabegesetzes (BTHG) und der damit verbundenen Komplexität der Leistungserbringung ohne passende Softwarelösungen gar nicht mehr Herr! Die Digitalisierung ist für uns deshalb weder Fluch noch Segen. Sie ist Mittel zum Zweck und an vielen Stellen einfach eine Notwendigkeit, auch um die Arbeit der Mitarbeitenden zu erleichtern. //

»Mich fasziniert das Ursprüngliche«



Eva Lunkenheimer, Diplom-Biologin und Kommunikationsprofi, verstärkt seit April das Team im Referat für Kultur, Kommunikation & Fundraising. An ihrem Job mag sie vor allem die Zusammenarbeit mit anderen Menschen. Doch die 32-Jährige, aufgewachsen in Rheinhessen, liebt auch die Natur, vor allem das Wattenmeer. Anders als die meisten ist sie jedoch nicht nur regelmäßig zu Besuch an der Nordsee. Sie hat bereits mehrere Monate dort gelebt und gearbeitet – auf einer Hallig.

Von Achim Graf

Lieblingstiere gibt es gemeinhin viele, manche stehen auf Hunde oder Katzen, andere mögen Delfine oder Erdmännchen. Eva Lunkenheimer mag all diese Tiere, keine Frage, naturverbunden, wie sie ist. Am liebsten allerdings sind ihr, die seit April das Referat für Kultur, Kommunikation und Fundraising (KKF) der Graf Recke Stiftung verstärkt, Hühner und Gänse, gleich gefolgt vom Säbelschnäbler. Ungewöhnlich genug, doch ein Tier hat es in ihre Hitliste geschafft, von dem die meisten Rheinländer nie gehört haben: der Bäumchenröhrenwurm. Dass die 32-Jährige in ihrer Tierliebe ziemlich aus der Reihe tanzt, hat Gründe.

Hühner und Gänse möge sie allein deshalb, weil sie diese als Jugendliche selbst großgezogen habe, erzählt sie. In Sprendlingen war das, eine Gemeinde in der Nähe von Bingen am Rhein, wo sie aufgewachsen ist. Säbelschnäbler und Bäumchenröhrenwurm gibt es da nicht. Diese leben weit im Norden der Republik, im Wattenmeer, und diese Region hat es Eva Lunkenheimer besonders angetan. Mehr noch: Sie hat dort bereits mehrere Monate ihres Lebens verbracht, nicht irgendwo, sondern auf einer Hallig.

Angefangen hatte alles mit einer Kursfahrt der zwölften Jahrgangsstufe ihres Gymnasiums nach Hooge – die zweitgrößte der zehn Halligen in der Nordsee. »Es gibt nur diese zehn auf der Welt«, erklärt Eva Lunkenheimer. Das Besondere an den Marschinseln vor den Küsten: Im Gegensatz zu anderen Inseln können sie bei Sturmfluten überschwemmt werden – und das passiert auch tatsächlich regelmäßig. »Dadurch bilden sie ein einzigartiges Ökosystem«, schwärmt sie. Einer der wenigen Orte in Deutschland, »wo man noch echte Wildnis erleben kann«. Die Folge: »Das Mädchen aus Rheinhessen verliebt sich in das Wattenmeer«, so sagt sie es selbst.

Seiten blick!

Was machen Sie eigentlich,
wenn Sie nicht im Dienst sind?



VOGEL- UND WATTEKURSIONEN FÜR TOURISTEN

Welch ein Glück, dass die damals 19-jährige nach dem Abitur ein halbes Jahr Zeit hatte, bis ihr Biologie-Studium in Mainz begann. Also: Eine Bewerbung an die Schutzstation Wattenmeer geschrieben, die Zusage bekommen – und auf ging es für sie zu einem dreieinhalb Monate dauernden Praktikum auf der Hallig. Der gemeinnützige Naturschutzverein besitzt auf einer der Warften, wie man die aufgeschütteten Siedlungshügel nennt, eine Seminar- und Bildungsstätte. Die Abiturientin beteiligte sich etwa an Vogelzählungen und Watt-Kartierungen. Nach einer kurzen Einführungszeit leitete sie eigenständig Vogel- und Wattexkursionen für Touristen oder beantwortete in der ständigen Ausstellung im Wattenmeerhaus die Fragen der Besucher. Es gehe dort darum, die Menschen von der Einzigartigkeit und der Schutzwürdigkeit des Wattenmeers zu überzeugen. »Genau das wollte ich«, sagt sie.

Und so blieb das erste Praktikum nicht das einzige, als Studentin hat sie ein weiteres folgen lassen. Wie oft sie seitdem zu Kurzbesuchen auf Hallig Hooge war, kann die 32-Jährige gar nicht sagen. Oft, sehr oft, bevorzugt im Winter, wenn das Meer kommt. »Land unter«, wie die Leute vor Ort sagen. Ein einzigartiges Erlebnis, wie sie findet. Abgeschnitten vom Festland, die

Fähre kann dann manchmal tagelang nicht fahren. »Mich fasziniert dieses Ursprüngliche«, sagt sie. Doch auch der April lohne sich, wenn rund 16.000 Ringelgänse auf der Hallig ankommen und die rund 100 Einwohner das Naturschauspiel groß feiern.

EIN BESONDERER WURM IM WATT

Ganz so viele Säbelschnäbler wie Ringelgänse sind es nicht, die in dieser Zeit ebenfalls von ihren Winterquartieren in Afrika zum Brüten ins Wattenmeer zurückkommen. Auffällig sind sie dagegen schon. »Die heißen nicht umsonst so«, sagt Eva Lunkenheimer. Die nach oben gebogene Schnabelform mache die Vögel unverwechselbar. Und was hat es nun mit dem Bäumchenröhrenwurm auf sich? Der baue im Sand Röhren aus Sedimentpartikeln, deren Enden aus dem Watt ragen, »wie kleine Bäumchen eben«, erzählt sie. Das Tier selber sehe man eigentlich nie. »Aber der Name allein ...«, sagt sie mit einem Schmunzeln. Fürs Ökosystem übernimmt er freilich ebenfalls eine wichtige Aufgabe.

Keine Frage, Eva Lunkenheimer war schon immer ein Naturkind, war als junges Mädchen viel draußen und schlief nachts im Baumhaus. »Was man als Dorfkind eben so macht«, meint sie. »Wir hatten zwar keinen Bauernhof, aber all die Tiere, die man im Garten halten kann.« Neben Kaninchen und Hund waren das besagte Hühner und Gänse.

»Diese Vögel werden total unterschätzt, die haben Charakter«, findet sie. Dass sie sich bis heute für Tiere und im Umweltschutz engagiert, aktuell für die Wildbienen, ist da keine große Überraschung. »Ich war im Herzen schon immer Biologin«, verrät sie. Überraschend ist eher ihre heutige Aufgabe bei der Graf Recke Stiftung – und dann doch wieder nicht.

Ihr Biologie-Studium habe ihr wirklich gefallen, versichert sie. »Ich habe auch gern im Labor gestanden«. Doch der Weg zu Erkenntnissen in der Wissenschaft sei »langwierig und mühsam«. Sie suchte deshalb nach etwas Kreativem, wollte mit Menschen zu tun haben, das hat sie spätestens bei den Exkursionen auf die Hallig erkannt. »Diese Zeit hat mich geprägt«, sagt sie. An ihren Diplomstudiengang, den die Rheinland-Pfälerin dann an einem Forschungsinstitut in Düsseldorf im Bereich Immunbiologie abschloss, hängte sie deshalb eine Weiterbildung im Bereich Marketing, Onlineredaktion, Kommunikation und Projektmanagement an. So gerüstet arbeitete sie zuletzt in einer Fachagentur für Gesundheits-Kommunikation. Recht nah dran an der Biologie und doch nicht ganz das Richtige für sie.

DAS GEFÜHL, ETWAS SINNVOLLES ZU TUN

»Eva Lunkenheimer, Assistenz der Referatsleitung & Projektsteuerung« steht jetzt auf ihrer Visitenkarte. Seit April plant sie unter anderem Projekte im Referat, für sich und andere, setzt einige auch eigenständig um, zum Beispiel die Einführung einer neuen Fotodatenbank oder einer zentralen Präsentationsvorlage für die ganze Stiftung. Das Schöne: Sie bekomme in ihrem Job von der gesamten Arbeit der Stiftung etwas mit. »Und bei allem, was ich tue, habe ich das Gefühl, etwas Sinnvolles zu machen; nicht einfach Werbung für ein Produkt.«

Die Natur aber bleibt für Eva Lunkenheimer fraglos der Sehnsuchtsort. Diese erlebt sie vor allem in ihrer Freizeit, zumindest dann, wenn sie nicht gerade Salsa tanzt. Aber auch an jenen Tagen, an denen sie aus dem Düsseldorfer Stadtteil Derendorf mit dem Rad zur Arbeit nach Wittlaer fährt. Ein Teil der Strecke liegt zwischen Wiesen und Feldern in unmittelbarer Nähe zum Rhein. »Ich komme an vielen Vögeln und Schafen vorbei, ich genieße das sehr«, sagt sie. Ein wenig erinnert sie die Gegend sogar an die Nordsee, zumindest der Name: Sie heißt tatsächlich Lohausen Deich. //



Richtfest

im Dorotheenviertel Hilden:
*Meilenstein und Maßstab
im Umgang mit Demenz*

Die Vision eines bundesweit einmaligen Wohn- und Lebenskonzepts für Menschen mit schwerer Demenz wird nun im Ahorn-Karree Wirklichkeit. Beim Richtfest war die große Vorfreude auf das Neue spürbar. Am Ende des ersten Bauabschnitts im Frühjahr 2020 können die ersten Bewohner einziehen.

Anstoßen auf das
Ahorn-Karree:
Einrichtungsleiter
Michael Zieger,
Pflegedienstleiterin
Katja Petrilos, Hildens
Bürgermeisterin
Birgit Alkenings und
Architekt Joachim
Eble (von links).



Von Roelf Bleeker



Freude übers Meilensteinprojekt: Heinrich Fucks, Superintendent des Kirchenkreises Düsseldorf, Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung, Birgit Alkenings, Bürgermeisterin von Hilden, Burkhard Hirsch, ehemaliger NRW-Innenminister, Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung, Günter Scheib, stellvertretender Präses der Graf Recke Stiftung, und Joachim Köhn, Leiter der Graf Recke Wohnen & Pflege (von links).

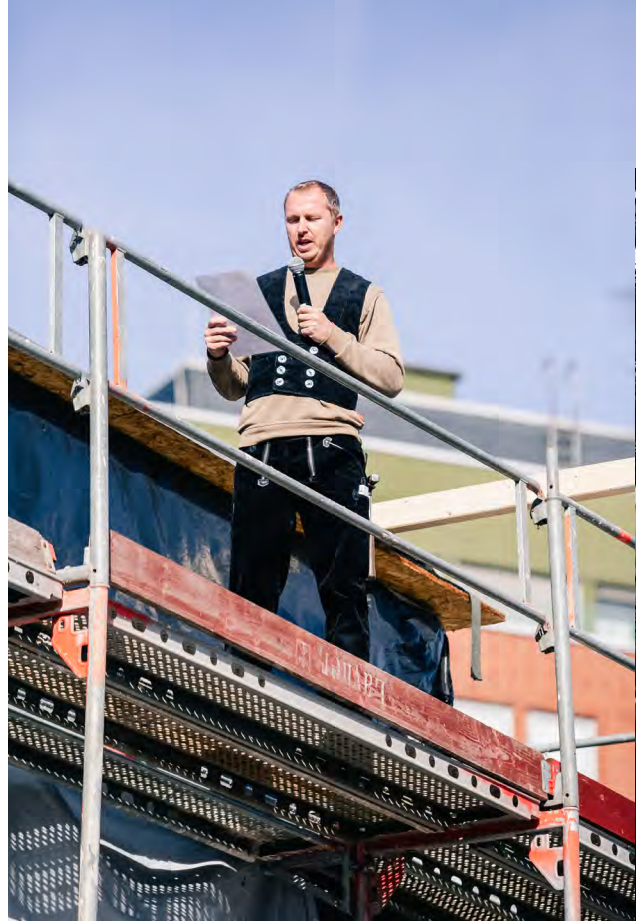


Im September vor einem Jahr standen wir hier noch vor einem leeren Baufeld und machten den ersten Spatenstich«, sagte Günter Scheib, stellvertretender Präses des Aufsichtsrats und Kuratoriums der Graf Recke Stiftung, in seiner Begrüßungsrede vor weit über 100 Gästen. »Seither ist viel passiert: Die ersten beiden Ersatzneubauten sind entstanden. Von Tag zu Tag wird konkreter, was vor zwölf Monaten noch Planung und Entwurf war. Ich selbst kenne das Dorotheenviertel Hilden seit mehr als 20 Jahren. In meiner Zeit als Hildener Bürgermeister habe ich Anteil genommen an den Entwicklungen. Und heute bin ich glücklich, als stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats dieses besondere Viertel mitentwickeln zu können.«

»Wir sind überzeugt, dass unser Leuchtturmprojekt bundesweit für Aufsehen sorgen wird«, so Günter Scheib, der auch Vorsitzender des Fördervereins Dorotheenheim e. V. ist, weiter. »Wir hoffen, dass Kommunen, Kostenträger, andere Träger der Altenhilfe und viele Betroffene sagen werden: So geht das! So soll es auch bei uns sein. Wir hoffen, dass viele unserem Beispiel folgen werden und unsere Initiative für einen neuen Umgang mit Demenz dazu führt, dass es künftig mehr solcher Häuser und Wohnquartiere für Menschen mit Demenz gibt, die Menschenwürde, Teilhabe und Inklusion, Förderung und Begleitung an die erste Stelle setzen.«

»Ich habe selten eine Baustelle mit solchen Qualitätsmerkmalen erlebt.«

JOACHIM EBLE, ARCHITEKT



Schirmherrin des Projekts ist Hildens Bürgermeisterin Birgit Alkenings, die auch den künftigen Namen des Wohn- und Lebensbereichs für Menschen mit schwerer Demenz feierlich enthüllte: Ahorn-Karree. Birgit Alkenings würdigte die jahrzehntelange gute Zusammenarbeit zwischen Stiftung und Stadt und das Wirken der Mitarbeitenden im Dorotheenviertel: »Dass mir die Schirmherrschaft angetragen wurde, zeigt, wie gut die Zusammenarbeit ist. Wir freuen uns, die Graf Recke Stiftung hier als großen kompetenten Träger zu haben. Ich komme immer wieder gern hierher, die Mitarbeitenden gehen unglaublich respektvoll mit den Bewohnern um. Ich bin froh und stolz, dass diese Einrichtung hier in Hilden ist.«

Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung, erinnerte an die Anfänge des Projekts: »Der heutige Tag ist für mich persönlich ein ganz besonderer. Nachdem wir zusammen mit meinem damaligen Vorstandskollegen, dem heutigen Diakoniepräsidenten Pfarrer Ulrich Lilie, über einige Jahre zahlreiche gesetzliche und auch politische Hürden umschiffen und so manchen gordischen Knoten lösen mussten, wird die gemeinsame Vision nun Wirklichkeit. Die Bagger rollen weiter – bis zur Vollendung des ersten Bauabschnitts im Frühjahr 2020 und dann zum Abschluss des zweiten Abschnitts Ende 2021.« Petra Skodzig betonte noch einmal, dass es für die vollumfängliche Umsetzung des Projekts noch der weiteren Unterstützung durch Spenden bedarf: »Wir investieren 19 Millionen Euro

in unsere Vision und sehen heute schon, dass sie beginnt, Wirklichkeit zu werden. Um unser Leuchtturmprojekt vollumfänglich umsetzen zu können brauchen wir auch für unser Ahorn-Karree engagierte Mitstreiter und Unterstützer.«

Joachim Köhn, Leiter der Graf Recke *Wohnen & Pflege*, zu der auch das Ahorn-Karree gehört, erläuterte die fachliche Bedeutung des Projekts: »Wir bauen hier an der Seele dieses neuen Hauses. Wir wollen, dass unsere Bewohner sich hier an ihr Zuhause erinnern. Deshalb nehmen wir auf die unterschiedlichen Lebensstile der Bewohner Rücksicht und werden dafür die Gemeinschaften nach vier unterschiedlichen Lebensstilen einrichten.« Weiter sagte Joachim Köhn: »Ein wesentlicher Unterschied ist, dass die Bewohner nicht mehr in Wohnbereichen mit bis zu 40 Menschen zusammenwohnen, sondern in Hausgemeinschaften mit nur noch bis zu zwölf Personen. Wir rücken nicht mehr die Pflege in den Vordergrund, sondern wir wollen, dass die Menschen bei uns so normal wie möglich wohnen und so, wie sie es gewohnt sind. Deshalb wird in jeder Hausgemeinschaft eine Präsenzkraft für unsere Bewohner ansprechbar sein. Dieser Mitarbeitende braucht Fähigkeiten aus den Berufen Hauswirtschaft, soziale Betreuung und Pflege. Und weil wir unsere Kolleginnen und Kollegen nicht unvorbereitet in die neue Situation schicken, haben wir selbst eine Ausbildung zur Präsenzkraft entwickelt und die ersten Ausbildungsgänge schon abgeschlossen.«



Der Architekt des Ahorn-Karrees, Joachim Eble, verwies in seinem Grußwort auf das Vorbild des Projekts, das niederländische »Demenzdorf« de Hogeweyk: »Wir haben einiges übernommen, wie das Lebensstil-konzept, aber auch vieles neu entwickelt. Dies ist ein innovatives Leuchtturmprojekt in der Pflegelandschaft, eine große Einrichtung für Menschen mit Demenz, ohne dass das im Alltag spürbar wird.« Der Architekt würdigte die Holzbauweise und Energieeffizienz wie auch das Zusammenspiel von Gebäuden und Natur: »Ich habe selten eine Baustelle mit solchen Qualitätsmerkmalen erlebt«, so Joachim Eble. »Deshalb ist es auch ein Tag der Bauleute: Macht weiter so, bitte!« Und so konnte Zimmermann Toni Schlegel anschließend in seinem Richtspruch mit Überzeugung sagen: »Wir betrachten diesen Bau mit Stolz und freuen uns mit all seinen Gewerken.«

Im Segensspruch mit Pfarrer Dietmar Redeker, Seelsorger der Graf Recke Stiftung, formulierte der Theologische Vorstand der Stiftung, Markus Eisele, den Geist, den das Projekt Ahorn-Karree seit Jahren antreibt: »Die Würde endet nicht mit Demenz, und Lebensqualität sollten wir dem Leben bis zuletzt abtrotzen.« Nun ist dieses Projekt seiner Verwirklichung einen weiteren großen Schritt nähergekommen. //

»Die gemeinsame Vision wird nun Wirklichkeit.«

PETRA SKODZIG

»Dem Dämon den Schrecken nehmen«

Von Roelf Bleeker

Rund 80 Gäste waren der Einladung der Graf Recke Stiftung in den Wirtschaftsclub Düsseldorf gefolgt, um unter dem Titel »Alt, dement und abgeschoben?« über neue Wege im Umgang mit Demenz zu sprechen. Ein Abend mit Tiefgang, der dem Thema aber auch helle und heitere Seiten abgewinnen konnte – und die Erkenntnis, dass es vor allem um den Umgang mit Demenz gehe, wenn diese Herausforderung gemeistert werden sollte.



Podiumsgespräch im Wirtschaftsclub mit Katja Petrilos, Anja Renczikowski, Martina Plieth, Ursula Ott und Anke Bruns (von links).



Ihre erste Frage richtete Moderatorin Anke Bruns an die rund 80 Gäste im Wirtschaftsclub: »Demenz, was macht das mit Ihnen?« Die Antworten lauteten »Betroffenheit«, »Ratlosigkeit« oder auch »Angst, dass sich kein lebender Angehöriger mehr um mich kümmern kann, wenn es mich trifft«. 1,7 Millionen Menschen leben in Deutschland mit der Diagnose Demenz – Tendenz stark steigend.

Im Wirtschaftsclub Düsseldorf, in dem sich sonst eher Unternehmerinnen und Unternehmer, Wirtschaftsgrößen und »Entscheider« treffen, um Geschäftsbeziehungen und Kontakte zu schaffen, ging es am Montagabend um ein »schweres Thema«, diese zwei Wörter waren immer wieder zu hören. »Einen Abend mit

kleinen Jungen, der Demenz so erklärt: »Wenn man dement ist, dann braucht man einen Urenkel wie mich, der einem sein Gehirn leihen kann.« Ein anderer beschreibt Demenz wie ein umgefallenes Bücherregal, bei dem einige Bücher hinter Regal gefallen und nicht mehr auffindbar seien. Und ein dritter fand für die Demenz den, wie Martina Plieth fand, sehr passenden Begriff »Hirnverschüttung«. »Viele haben mich gefragt: Wie kannst du so ein schweres Thema mit Kindern besprechen?«, berichtete Martina Plieth. Ihre Antwort: »Über Demenz redet niemand gerne, nicht mal mit Erwachsenen. Aber ich möchte Kinder ermächtigen und kompetent machen, damit angemessen umzugehen.«

kultur: »Die größte Herausforderung im Umgang mit Demenz ist es, die Menschen sein zu lassen, wie sie sind«, so Petrilos, »nicht unsere Maßstäbe an sie anzulegen, sondern uns bei ihrer Begleitung an ihnen und ihren Bedürfnissen und Ressourcen zu orientieren.«

Begleitet von der Musik dreier »Herzmusiker« von den Duisburger Philharmonikern erhielt der Abend eine ebenso intensive wie berührende Note, als Gäste aus dem Publikum in Wortmeldungen noch einmal ihre ganz persönliche Sicht auf die Demenz einbrachten. »Alt, dement und abgeschoben«, so lautete der Titel des Abends, und diese Angst trieb manchen Gast erkennbar um: Wer kümmert sich um mich, wenn es mich selbst betrifft? So bekannte



»Meine Oma hat, trotz Demenz, bis zuletzt ein lustiges Leben geführt.«

URSULA OTT

einer der Gäste, er wolle nicht mehr leben, wenn er die Diagnose Demenz erhalte, und habe dafür bereits vorgesorgt, um seiner Familie nicht zur Last zu fallen. Seelsorgerin Martina Plieth gab darauf eine klare Antwort: »Das Bedürfnis, lieber zu sterben als dement zu sein, entspringt einer großen Not und der Angst vor einer entwürdigenden Situation.« Würde sei aber im Hebräischen mit dem Wort »kabod« – »Gewicht« – zu übersetzen: »Jeder von uns braucht Menschen, die uns zusagen: Du darfst mir ein Gewicht sein, du bist mir wert und teuer und darfst mich auch was kosten.« Und deshalb bedürfe es dieser Menschen und solcher Projekte wie des Ahorn-Karrees im Dorotheenviertel Hilden, »die die Menschen in ihrer Lebenswürde unterstützen«. Und die, wie es Anja Renczikowski vom Projekt Herzmusik der Duisburger Philharmoniker sagte, »dem Dämon Demenz den Schrecken nehmen«.

Zum Abschluss bedankte sich Wirtschaftsclub-Gründer Rüdiger Goll bei der Graf Recke Stiftung für den außergewöhnlichen Abend in seinem Hause: »Das war ein Abend mit Tiefgang. Solche Themen sind lebensrelevant.« //

Infos rund um das Leuchtturmprojekt Ahorn-Karree im Dorotheenviertel Hilden unter www.ahorn-karree.de

Impulsen« versprach Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung, in ihrer Begrüßung mit ihrem Vorstandskollegen Pfarrer Markus Eisele. Und so kam es.

Im Podiumsgespräch setzten vier Frauen gemeinsam mit Moderatorin Anke Bruns den thematischen Rahmen. Ursula Ott, Bestseller-Autorin und Chefredakteurin des Magazins Chrismon, konnte – wie viele Gäste – aus persönlichen Erfahrungen berichten und verwies damit gleich zu Beginn auf die helleren Seiten der Demenz. »Meine Oma hat, trotz Demenz, bis zuletzt ein lustiges Leben geführt.« Martina Plieth, Pfarrerin, Professorin und Autorin mehrerer Demenzbücher für Kinder, zeigte den Besuchern den Blick ganz junger Menschen aufs Thema. An Grundschulen hat sie mit Kindern das Thema bearbeitet und eine bunte Mischung an Ansichten und Erfahrungen gesammelt, darunter die eines

Anja Renczikowski vom Projekt Herzmusik der Duisburger Philharmoniker, die Konzerte für Menschen mit Demenz organisiert, verwies auf die Kraft der Musik – nicht nur für Menschen mit Demenz: »Musik trifft alle sofort ins Herz.« Und Katja Petrilos, Pflegedienstleiterin in der Graf Recke Stiftung, erinnerte sich an ihre Großmutter, die dement in einem Gitterbett in einem Dreibettzimmer dahingevegetierte: »Ich habe damals gesagt: Ich werde Krankenschwester und mache alles anders.«

Die Gelegenheit dazu hat Katja Petrilos jetzt als Mitarbeiterin der Graf Recke Stiftung im neuen Ahorn-Karree im Dorotheenviertel Hilden, wo die Stiftung 19 Millionen Euro in die Hand nimmt, um ein bundesweit einzigartiges Wohn- und Lebensprojekt für Menschen mit schwerer Demenz zu realisieren (www.ahorn-karree.de). Dort geht es auch um die Umsetzung einer neuen Pflege-



Uneingeschränkt wohlfühlen im Dorotheenboulevard

Manchmal führt kein Weg an einer Unterbringung in einer geschützten Einrichtung vorbei. Insbesondere dann, wenn die Gefahr besteht, dass Menschen mit schwerer Demenz sich selbst oder andere gefährden. Geht dies mit einer sozialen Isolation einher? Wie verändert sich das Leben für die Betroffenen und ihre Angehörigen? Mit ihrem Leuchtturmprojekt Ahorn-Karree im Dorotheenviertel Hilden gibt die Graf Recke Stiftung innovative Antworten auf diese Herausforderung. Dass sie mit ihrem besonderen Konzept den Bedürfnissen ihrer Bewohner nach Normalität und Teilhabe sowie Individualität und Wohlbefinden gerecht werden kann, hat sich die Stiftung auf die Fahne geschrieben und errichtet dazu ein neues Quartier mit modernen Hausgemeinschaften. Herzstück des Ahorn-Karrees wird der Dorotheenboulevard sein, ein Ort für Begegnungen und Austausch. Im Gespräch mit **Özlem Yilmazer** erzählt Einrichtungsleiter Michael Zieger, wie genau dies gelingen soll – und auch, warum dieses besondere Engagement der Graf Recke Stiftung noch Spender und Förderer benötigt.

Warum ist der Dorotheenboulevard für das Ahorn-Karree so wichtig?

Er ist das zentrale Element unseres Projekts. Wenn wir ein normales Pflegeheim gebaut hätten, hätten wir eine Eingangshalle und vielleicht noch einen Speisesaal geplant. Wir haben im Ahorn-Karree aber eine ganz andere Konzeption: Wir wollen den Menschen, die hier geschützt untergebracht sind, ermöglichen, am Leben teilzuhaben und ihren gewohnten Alltag zu leben. Woraus besteht denn der Alltag? Der besteht zum Beispiel daraus, dass ich für meine Hausgemeinschaft einkaufen gehe, dass ich mich bewege und dass ich anderen Menschen begegne. Und all das ermöglichen wir hier. In dieser Form gibt es in Deutschland kein vergleichbares Projekt.

Was bietet der Dorotheenboulevard?

Im Dorotheenboulevard treffen die Bewohner auf Angebote, die sie aus dem Alltag kennen und die auch für Normalität stehen: einen Supermarkt, ein Restaurant-Café, einen Friseursalon, eine Praxis, den Graf Recke Saal für Veranstaltungen und Gottesdienste, einen zentralen Platz, einen großen Sinnesgarten und eine ganz besondere Lobby. Wir planen eine wunderschöne Pflanzinsel mit einem Brunnen, für die wir dann hoffentlich Spender finden. Der Eingangsbereich erhält ganz viel Tageslicht. Die Lobby ist der Eingang in das Ahorn-Karree, dort wird man empfangen und erkennt sofort, was uns von anderen Einrichtungen unterscheidet: Auf der linken Seite befindet sich der Supermarkt

für den täglichen Bedarf und rechts das Restaurant, kein Speisesaal wie in einem Pflegeheim. Eine freundliche Mitarbeiterin steht hinter der Theke. Bewohnerinnen und Bewohner und ihre Angehörigen können sich zusammen hinsetzen, einen Kaffee trinken oder etwas essen. In der Lobby wird immer viel los sein. Ich kann mir dort sehr gut einen großen Bildschirm vorstellen, wenn Fußball-WM ist oder die Bewohner sich zusammen mit Mitarbeitenden oder Angehörigen die Karnevalssitzung oder den Rosenmontagsumzug anschauen. Und im Sommer können wir die Außenterrasse auf dem Dorotheenplatz nutzen. Die Bewohner können in der Sonne oder im Schatten unter Bäumen sitzen und sich unterhalten.

Wie wird der Boulevard mit Leben gefüllt?

Ein wesentlicher Ort für Begegnungen ist auch der großzügige Graf Recke Saal, der je nach Einsatzzweck räumlich unterteilt werden kann. Wir können dort eine Kapelle abteilen, um unsere konfessionsübergreifenden Gottesdienste, Andachten oder Verabschiedungen durchzuführen. Aktuell halten wir die Gottesdienste im Foyer, das natürlich anders wirkt als ein sakral gestalteter Raum. Daher ist die Freude auf die Kapelle im Dorotheenboulevard auch sehr groß. Ich kann aber auch Konferenzen, Schulungen, Informationsabende oder Filmvorführungen im Saal veranstalten. Komplette geöffnet bietet er Platz für 100 Personen, etwa für unsere traditionelle alljährliche Karnevalssitzung mit dem Hildener Dreigestirn.



Jetzt spenden!

Welche konkreten Aktionen und Projekte wird es für die Bewohner geben?

Das wird sich alles entlang der Wünsche und Bedürfnisse der Bewohner und unter Einbindung unserer Mitarbeitenden und der Angehörigen entwickeln. Wir möchten Neues anbieten und bestehende Angebote ausweiten. Wir planen Musikprojekte und Leseabende mit unseren Bewohnern, ebenso Kunstprojekte mit der Unterstützung von Kunsttherapeuten, die wöchentlich Malworkshops anbieten. Auch im Bereich Mobilität können wir dann mehr ermöglichen, wie Kraft-Balance-Trainings und angepasste Gymnastik.

Einkaufen, ein Theaterstück besuchen – klingt banal. Welche Rolle spielt Normalität?

Uns ist wichtig, dass die Menschen, die hier ja geschützt untergebracht sind, dies nicht als Einschränkung empfinden, sondern sich uneingeschränkt wohlfühlen. Sie können sich im Ahorn-Karree frei bewegen, sie können das riesige Gelände, das insgesamt vier Hektar groß ist und einen Sinnesgarten mit rund 12.000 Quadratmetern hat, erwandern und erkunden. Zentrale Bedürfnisse werden gestillt: Ich habe als Bewohner meine Privatheit, meine familiäre Gemeinschaft und einen privaten Innengarten in der Hausgemeinschaft. Über die Wohnungstür können die Bewohner nach draußen gehen und haben dann viele Möglichkeiten: Natur, Pferde und Garten und den Dorotheenboulevard fürs Einkaufen, Flanieren und zum Kontakteknüpfen.

Warum ist es so wichtig, Begegnung und Austausch zu fördern?

Das ist das, was der Mensch braucht. Außer einem Eremiten braucht jeder Mensch Kontakt. Die meisten Menschen möchten ihre Bezugsgruppe haben. Sie möchten aber auch mal aus der Familie raus und mehr Leute treffen können. Und unsere Bewohner können nicht einfach in den Bus steigen und nach Hilden in die Fußgängerzone fahren, zumindest nicht alleine. Gemeinsam machen wir auch Marktfahrten und Ausflüge. Aber im Ahorn-Karree kann ich das alles auch alleine ohne Begleitung, wann immer ich das will. Zu jeder Tages- und Nachtzeit kann ich spazieren gehen, herumlaufen und mich bewegen. Der Bewegungsdrang ist bei vielen Menschen mit Demenz sehr hoch. Es gibt leider auch Einrichtungen mit einer geschützten Demenzstation, wo die Patienten tagein, tagaus den einen Flur rauf- und runterlaufen und vielleicht noch einen Demenzgarten von 30 Quadratmetern haben, der dann eher an einen Tigerkäfig erinnert. Wir schaffen hier ganz andere Möglichkeiten und das ist das, was für die Bewohner zählt. Ich kann all das tun und erlebe es nicht als geschlossene Unterbringung.

Warum sollte ich als Spender den Dorotheenboulevard unterstützen?

Wir schaffen mit dem Ahorn-Karree ein bundesweit einmaliges neues Angebot. Aber alles das, was wir hier im Dorotheenboulevard machen, sei es der Graf Recke Saal, sei es der Supermarkt, der riesige

Garten, der Dorotheenplatz, die großzügige Lobby, ist eben nicht die Regel. Wir machen weitaus mehr als den Standard. Aber das sind Kosten, die nicht refinanziert sind, für die wir zusätzliche Mittel benötigen. Um den Dorotheenboulevard auszubauen und mit Leben zu füllen, benötigen wir Spenden. Wir setzen uns für einen neuen Umgang mit der gesellschaftlichen Herausforderung Demenz ein und bieten auch eine Antwort, die Nachahmer finden sollte. Wir hoffen, dass unsere Botschaft viele engagierte Menschen erreicht, die erkennen, dass dieses Projekt heraussticht und zukunftsweisend ist. Wir wissen, dass viele Menschen ungern in Steine investieren, aber genau dieser Steine bedarf es eben, damit aus den Steinen Häuser entstehen, damit sich Menschen, in diesem Fall Menschen mit schwerer Demenz, in diesen Häusern auch wohlfühlen und Lebensqualität in einem Umfeld voller Würde und Respekt erfahren. Und das ist es letzten Endes, was man mit einer Spende unterstützt!

Angebote für Angehörige, das Farbkonzept und weitere Ideen für den Graf Recke Saal: Das ganze Interview mit Michael Zieger finden Sie unter www.ahorn-karree.de/dorotheenboulevard

Ihre Spende macht's möglich!

»Können wir Sie als Mitstreiter für unser besonderes Leuchtturmprojekt gewinnen? Ihr Engagement stärkt unseren Einsatz für Menschen mit Demenz. Bitte spenden Sie im Rahmen Ihrer Möglichkeiten, damit wir unseren Begegnungs- und Aktionsort Dorotheenboulevard vollumfänglich umsetzen können.«
Özlem Yilmazer, Leiterin Fundraising

Telefon 0211. 4055-1800
Fax 0211. 4055-1503
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de
spenden@graf-recke-stiftung.de

Spendenkonto
Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund
IBAN DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODED1KDB
Stichwort »Dorotheenboulevard«

»Pitter, et is de schönste Tach in de ganze Woch«



»Dat Ongeroder Platt, dat spresche vill he! Mir ooch!«, sagen die Mitglieder des ehrenamtlichen Chores, der alle 14 Tage in den Königshof in Düsseldorf-Unterrath kommt. Auf Hochdeutsch: »Das Unterrather Platt, das sprechen viele hier. Wir auch!« Und deswegen können auch Chorsänger und Bewohner zum Beispiel Karnevalslieder gemeinsam auf Platt schmettertn.

Von Dietmar Redeker

Gemeinsam – das ist wichtig!«, sagt Peter Müller, der den Chor leitet. Denn der Chor gibt keine Konzerte für die Bewohner. »Unsere Idee war, als wir vor zehn Jahren hier anfangen, dass wir Sänger uns an den Tischen in dem großen Gemeinschaftsraum verteilen und uns unter die dort sitzenden Bewohner mischen. So helfen wir, dass die Leuten wieder ins Singen reinkommen.« Das sei sehr gut angekommen bei den Bewohnern, sagt Peter Müller, aber auch für den Chor »ein tolles Erlebnis«.

Während Friedhelm Oberscheven die Lieder am Klavier begleitet, ermutigen die Sänger die Bewohner, die altbekannten Volks- und Wanderlieder mitzusingen. Helga Braun, die ebenfalls zum Chor gehört, beobachtet: »Teilweise sind Bewohner dabei, die teilnahmslos wirken und sich kaum artikulieren können. Aber dann, wenn alte Karnevalslieder gesungen werden, dann kommt Leben ins Gesicht.« Und auch für die Chormitglieder selbst sei

das Singen wichtig, meint Helga Braun und bekennt lachend: »Ich werde dabei viel lockerer und es ist gut für die Lunge.«

Einige Bewohner freuen sich die ganze Woche auf den musikalischen Besuch der rund 15 Ehrenamtlichen, die meist schon im Ruhestand sind: »Gemeinsam singen bedeutet mir viel, das habe ich mein Leben lang getan. Und die Damen und Herren sind sehr nett«, lautet eine Rückmeldung. Eine andere: »Ich kenne die Texte von früher, das ist so schön.« Es gibt auch Bewohner, die selber nicht mitsingen wollen, aber dennoch dabei sind: »Ich kann nicht gut singen, aber ich komme immer und höre zu.«

Wenn dann nach einer Stunde und rund 15 Liedern wieder Schluss ist, dann hören die Chorsänger und Leiter Peter Müller immer wieder Lob: »Pitter, et is de schönste Tach in de ganze Woch.« Und eine andere Bewohnerin vergewissert sich: »Ihr kommt ja widder?!« //

engagiert mit



Eine Geschichte über vier Glocken und ihren Geburtstag

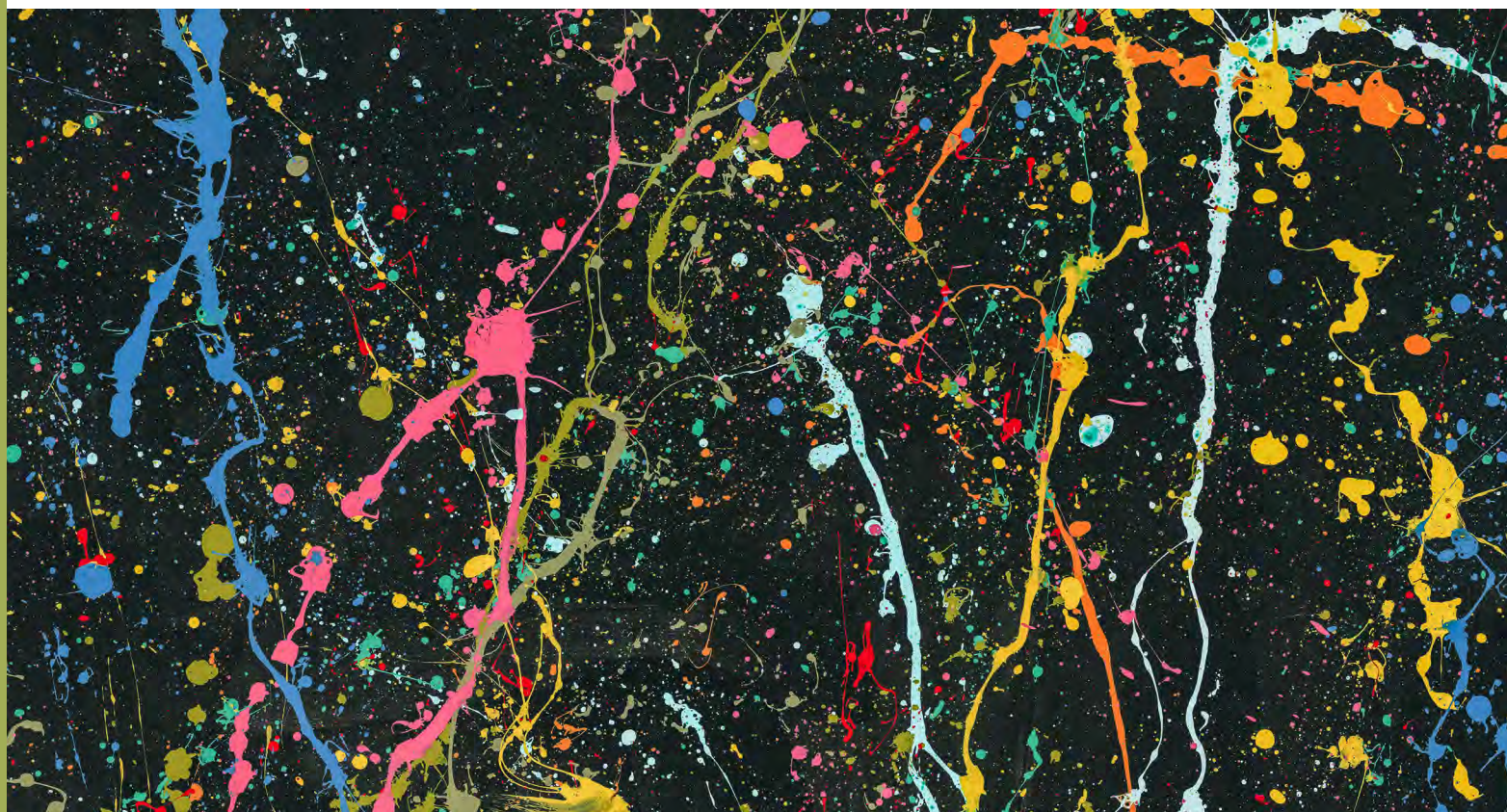
Vor vier Jahrzehnten erhielt die Graf Recke Kirche neue Glocken. Vor zehn Jahren war der 30-jährige Geburtstag der Glocken im Turm des Gotteshauses Thema der recke:in. Denn es gab einiges zu berichten über die Einweihung im Jahr 1979. Zeitzeugen erzählten damals gern von diesem historischen Moment und einigen Geschichten drumherum. Die drehten sich um das Einschmelzen der alten Glocken im Zweiten Weltkrieg, die zwischenzeitlich als Ersatz beschafften Stahlglocken, die Fertigung der neuen bronzenen Glocken im Dillkreis, bei der eine Abordnung der Graf Recke Stiftung dabei war, und die große Spannung und Aufregung, als die teilweise bis zu eineinhalb Tonnen schweren Klangkörper angeliefert wurden. Fünf Tage und Nächte dauerte es nach der Anlieferung bis zur Installation im Glockenturm. Weil sich die Verantwortlichen um die Sicherheit der am Boden abgestellten Glocken sorgten, richteten sie Nachtwachen ein. Und als die Glocken dann mit einem Flaschenzug zum Turm und dort hineingehievt wurden, wurde den Beobachtern abermals angst und bange angesichts der Zentimeterarbeit, die notwendig war, um die bronzenen Schwergewichte an ihren Platz zu bringen.

Der Artikel zum 30. Geburtstag der Glocken aus der recke:in 3/2019 ist hier aufrufbar: www.graf-recke-stiftung.de/vierglocken

Neues in der Graf Recke Kirche auch 2020

Neue Glocken gab es 1979, aber auch 2020 passiert etwas in der Graf Recke Kirche: 110 Jahre nach ihrer Einweihung wird sie maßgeblich umgestaltet. Sie wird dann weiterhin ein Ort des Glaubens, des Gottesdiensts und die geistliche Mitte der Graf Recke Stiftung bleiben, darüber hinaus aber auch Ort der Begegnung, des Diskurses, der Fort- und Weiterbildung, von Tagungen, Konzerten und Veranstaltungen. Die damit einhergehende Baumaßnahme beginnt am 17. Februar 2020 nach dem Neujahrsempfang der Graf Recke Stiftung und zieht sich bis in den Herbst des gleichen Jahres. Zu den Hauptveränderungen gehört, dass die Kirche eine umweltfreundliche Fußbodenheizung erhalten wird und die Bänke durch bequeme Stühle ersetzt werden. Die Apsis, der halbrunde Raum hinter dem Altar, soll als Tagungsraum erschlossen werden. Haupt- und Seitenschiffe sowie die Emporen bleiben weitestgehend unverändert, sodass der kirchliche Charakter sehr deutlich erhalten bleibt. In der Zeit der Renovierung werden die Sonntagsgottesdienste im Gemeinschaftsraum des benachbarten Pflegezentrums Walter-Kobold-Haus in der Einbrunger Straße 71 gefeiert.





»Feuerwerk« von Merlin, Dezember-Motiv des Charity-Kalenders 2019 der Graf Recke Stiftung.

Macht Ihre Firma auch mit?

Social Work since 1822

Soziales Engagement zeichnet unsere Arbeit seit fast schon zwei Jahrhunderten aus und ist das, was die Mitarbeitenden und Unterstützer der Graf Recke Stiftung miteinander verbindet. Doch nicht nur gemeinnützige Organisationen setzen sich für andere ein. Auch kommerzielle Unternehmen ermöglichen ihren Mitarbeitenden immer öfter einen sogenannten Social Day. Teams in unterschiedlichen Größen werden für einen Tag von ihrer üblichen Arbeit freigestellt, um gemeinsam etwas Gutes für andere Menschen zu tun.

Das kann ein Aktionstag sein, an dem sich das Social-Day-Team mehrere Stunden Zeit für Kinder und Jugendliche nimmt und mit ihnen einen Ausflug unternimmt oder Sport macht. Oder es packt tatkräftig mit an, streicht renovierungsbedürftige Räume einer Senioreneinrichtung oder baut einen Gartenpavillon für eine Einrichtung für Menschen mit Behinderungen auf, so wie das Düsseldorfer Team der Firma Cobalt Recruitment. Im Fokus steht dabei, worüber sich die Menschen, für die man sich einsetzt, freuen. In der Regel übernehmen die Firmen dabei auch anfallende Kosten für Materialien oder bezuschussen diese.

Die Graf Recke Stiftung mit ihren zahlreichen Einrichtungen, Angeboten und Projekten freut sich sehr über Social Days und bietet viele Möglichkeiten, sich zu engagieren. Denn soziales Engagement leistet einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag, stärkt den Teamgeist und hilft Menschen – ob jung ob alt – ganz konkret. Wir danken allen Firmen für ihren Einsatz und freuen uns auf weitere gemeinsame Projekte!



Jetzt
spenden!

Geschwitzt, geschraubt, gelacht

Einen ganzen Tag hat das Team der Firma Cobalt Recruitment Düsseldorf unserem Wohnhaus Haarbach Höfe für Erwachsene mit verschiedenen Behinderungen in Ratingen geschenkt! Hand in Hand hat das Social-Day-Team in der Außenanlage einen großen Gartenpavillon aufgebaut, den sich die Bewohnerinnen und Bewohner schon seit zwei Jahren wünschten. Es wurde geschwitzt, geschraubt und auch viel gelacht! Damit nicht genug, das engagierte Team übernahm auch gleich die Verschönerung der Grünanlage und machte sie winterfest: Beete und Wege wurden von Unkraut befreit, Pflanzen zurückgeschnitten und Herbstblumen eingepflanzt. Auch der Rasen wurde gemäht und Äpfel für den nächsten Kuchen gepflückt. Mit einer großzügigen Spende von 1.000 Euro hat die Firma auch die Anschaffung des Pavillons bezuschusst. »Wir freuen uns, dass wir mit unserem Einsatz die Mitarbeitenden der Haarbach Höfe bei ihrer Arbeit unterstützen konnten«, sagte Anne Siegmund von der Firma Cobalt Recruitment, und ihr Kollege Mark Linke ergänzte: »Wir tun das besonders gerne regional und haben auf diese Weise auch bereits andere Bereiche der Graf Recke Stiftung kennengelernt.«

Sie möchten sich auch mit Ihrer Firma sozial engagieren? Gerne unterstützen wir Sie dabei, einen Social Day in einer unserer Einrichtungen gemeinsam durchzuführen. Schreiben Sie uns eine E-Mail oder rufen Sie uns an!



Gerüstbauer spendet für Matschanlage

Endlich können die Kinder unserer Kita Kinderarche Friedrichskothothen wieder so richtig herumtatschen! Dank der tollen Spende der Firma BARA Gerüstbau in Höhe von 1.500 Euro an den Förderverein hat unsere Kita in Ratingen-Lintorf eine Erweiterung für ihre bisherige Matschanlage kaufen können. Die mobile Matschanlage erhält damit weitere Ab- und Zuläufe, die die Kinder nun in ihre Spielideen einbauen können. Eine große Freude, denn die Kinder spielen jeden Tag, bei jedem Wetter kreativ und fantasievoll mit der Anlage.

Wenn auch Sie unsere Arbeit unterstützen möchten, ob mit einer kleinen oder großen Spende, ob als ehrenamtlich Mitarbeitende oder als Unternehmen im Rahmen eines Social Days – wir freuen uns auf Sie und zeigen Ihnen dafür gerne verschiedene Wege auf. Sprechen Sie uns an!

Möglichkeiten der Unterstützung

Sie können Ihre Spende ganz klassisch an uns überweisen:

Spendenkonto

Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund
IBAN DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODED1KDB
Stichwort SWS1822

Wenn Sie eine Spendenquittung möchten, geben Sie bitte Ihre Adresse bei der Überweisung an.

Auf unserer Homepage finden Sie Informationen rund um Zeit-, Sach- und Geldspenden:

www.graf-recke-stiftung.de/spenden

Wir sind mit unseren Spendenprojekten auch auf folgendem Online-Portal vertreten:

www.betterplace.org/de/organisations/11461-graf-recke-stiftung

Sie kaufen online und ein Teil der Kaufsumme wird – ohne Nachteile für Sie – an uns gespendet:

www.bildungsspender.de/graf-recke-kita

www.bildungsspender.de/evkitaregenbogen

Folgen Sie uns bitte auch auf Facebook:

www.facebook.de/GrafReckeStiftung

INFO



Referat Kommunikation,
Kultur & Fundraising

Ihre Ansprechpartnerin
Özlem Yilmazer
Stv. Referatsleiterin/
Leiterin Fundraising

Telefon 0211. 4055-1800
Fax 0211. 4055-1503
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de
spenden@graf-recke-stiftung.de

www.graf-recke-stiftung.de/digitalerwandel

#grsdigital

